

2010



Sozialbericht 2010
Armut im Kanton Bern
Stimmen der Betroffenen

Band 2

Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern

Vorwort

von **Philippe Perrenoud**, Gesundheits- und Fürsorgedirektor des Kantons Bern
Bern, Dezember 2010

2010 ist zum europäischen Jahr gegen Armut und soziale Ausgrenzung ausgerufen worden. In den letzten Monaten war – in der Schweiz wie im übrigen Europa – daher vermehrt von Armut die Rede: Nichtregierungsorganisationen haben sozialpolitische Forderungskataloge vorgelegt, der Bundesrat hat in einem umfassenden Bericht eine gesamtschweizerische Strategie zur Armutsbekämpfung entwickelt, die Sozialdirektorenkonferenz hat ihre zweitägige Jahreskonferenz der Armutsbekämpfung gewidmet, und im November hat eine nationale Armutskonferenz stattgefunden.



Diese Ereignisse sind medial aufgegriffen worden, Armut ist als sozial- und gesellschaftspolitisches Problem auch in der Schweiz bewusster wahrgenommen worden. Diese zeitweilige Sensibilisierung für das Thema Armut ist wichtig und unzureichend zugleich:

Wichtig, weil Armut in der Schweiz nach wie vor eine versteckte Armut ist, die gerne tabuisiert wird. Um Licht in dieses Dunkel zu bringen, brauchen wir Fakten, Zeugnisse von armutsbetroffenen Personen und die Bereitschaft, uns damit auseinanderzusetzen. All dies leistet der zweite Sozialbericht des Kantons Bern: Er bündelt Fakten: 7,7 Prozent der Haushalte im Kanton Bern sind arm, 4,8 Prozent sind armutsgefährdet, die Tendenz war in den ersten Jahren dieses Jahrzehnts steigend. Er übergibt armutsbetroffenen Personen das Wort, um von ihrer real erlebten Armut zu berichten. Er versucht, mit Cartoons das Tabu Armut zu brechen, ohne Leidtragende zu verletzen.

Unzureichend ist die zeitweilige Sensibilisierung, weil Armut kein punktuellere Ereignis, sondern ein strukturelles gesellschaftliches Problem ist: Wer einmal arm ist, ist es für längere Zeit, im Durchschnitt fast vier Jahre. Dies belegen nicht nur die Auswertungen der Steuerdaten, sondern auch die Interviews mit armutsbetroffenen Personen, die bereits für den ersten Sozialbericht 2008 interviewt worden waren.

Deshalb muss auch die Antwort der Politik auf die Armut keine punktuelle, sondern eine ganzheitliche und nachhaltige sein: Gefordert ist damit zum einen eine Stärkung der Prävention. Deshalb beleuchtet der zweite Sozialbericht schweremotig die Altersgruppe der Jugendlichen und jungen Erwachsenen; gerade in dieser Lebensphase können sich kritische Konstellationen ergeben, die langfristig in einer Armutsgefährdung enden. Gefordert ist damit zum anderen aber auch eine Bekämpfungsstrategie, die verschiedene Politikfelder umfasst. Der Regierungsrat hat in seinen Richtlinien der Regierungspolitik 2011–2014 die Bekämpfung und Reduktion der Armut als Gesamtaufgabe der Regierung bezeichnet und wird bis Mitte der laufenden Legislatur einen entsprechenden Massnahmenplan vorlegen. Die Sozialberichterstattung soll dabei als permanentes Instrument die ökonomische Situation (und deren Entwicklung) der Berner Bevölkerung analysieren, ein Armutsmonitoring betreiben und der Politik damit eine Entscheidungsgrundlage bieten.

Abschliessend möchte ich den insgesamt über 30 Expertinnen und Experten, die uns ihr vielseitiges Wissen zur Verfügung gestellt haben, herzlich danken: sie erst erlaubten es, Fachwissen aus Politik, Forschung und Verwaltung mit dem Erfahrungswissen armutsbetroffener Personen aus einem gelebten Alltag in finanziell prekären Verhältnissen zu verbinden. Ebenso danken möchte ich den Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die sich im Rahmen einer Reportage begleiten liessen.

Impressum

Herausgeberin

Gesundheits- und Fürsorgedirektion
des Kantons Bern

Autorenschaft

Bettina Seebeck, Daniel Hug (Gesundheits-
und Fürsorgedirektion des Kantons Bern)

Mitarbeit

Band 1

Aufbereitung der Steuerdaten:

Hans Frauchiger (Finanzdirektion des Kantons Bern)

Samuel Schütz (Justiz-, Gemeinde- und Kirchen-
direktion des Kantons Bern)

Auswertung der Steuerdaten:

Philipp Dubach, Heidi Stutz, Jürg Guggisberg
(Büro für arbeits- und sozialpolitische Studien)

Band 2

Durchführung der Interviews:

Aurélie Müller, Daniel Hug (Gesundheits- und
Fürsorgedirektion des Kantons Bern)

Reportage:

Aurélie Müller (Gesundheits- und
Fürsorgedirektion des Kantons Bern)

Lektorat

Marion Elmer, publizieren.ch

Cartoons

Pfuschi, www.pfuschi-cartoon.ch

Gestaltung und Layout

Verena Berger, Köniz; Atelier Kurt Bläuer, Bern

Viel zu oft wird vergessen, dass sich hinter dem Begriff «Armut» Einzelschicksale verbergen, die tagtäglich gegen Elend und Not ankämpfen und auf vieles verzichten müssen. Und leider muss man feststellen, dass in der öffentlichen Diskussion Menschen, die Armut im Alltag erfahren, meistens unerwähnt bleiben.

Bereits im ersten Sozialbericht von 2008 war es ein Anliegen, Menschen zu Wort kommen zu lassen, die mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, um ihnen so eine Stimme zu geben und ihre Würde zu respektieren. Denn wer kann uns besser sagen, wie ihr Alltag aussieht oder was ihre Probleme sind, als die Betroffenen selbst? Auch im zweiten Sozialbericht sollen Menschen in schwierigen Situationen ihren Platz haben, um der Armut ein Gesicht zu geben und für diese Problematik zu sensibilisieren.

Dieser Band greift die Hauptthemen des ersten Bandes (Entwicklung der Armut/Jugend und Armut) in zwei unterschiedlichen Teilen auf:

Im ersten Teil stehen in erster Linie Einzelschicksale von Menschen im Brennpunkt, die seit Jahren in Armut leben, sowie die Entwicklung ihrer Situation im Laufe der Zeit. Mit den Berichten von Personen, die wir schon beim ersten Sozialbericht von 2008 befragt hatten, erhalten wir ein Bild davon, was es heisst, über längere Zeit in Armut zu leben, mit all den Zweifeln, Ängsten, Freuden, aber auch Hoffnungen. Insgesamt kommen in diesem ersten Teil sieben Personen aus dem Kanton Bern zu Wort.

Der zweite Teil dieses Bandes befasst sich mit der Jugend. Im europäischen Jahr zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung haben wir eine Gruppe von Jugendlichen bei ihrem Einsatz gegen Elend und Not begleitet. Mit der Unterstützung der Bewegung ATD Vierte Welt, die sich für die Überwindung von Not und Ausgrenzung einsetzt, sind Jugendliche aus ganz Europa zusammengekommen, um mit politischen Behörden und der Öffentlichkeit in Dialog zu treten. Es geht darum, der benachteiligten Jugend und all denjenigen, die mit ihnen solidarisch sind, eine Stimme zu geben.

Personen, die in schwierigen Situationen leben, sollen in die Strategie zur Armutsbekämpfung eingebunden werden, indem sie unter anderem in Gesprächsrunden mit dem Gesundheits- und Fürsorgedirektor die Möglichkeit erhalten, über ihre Sorgen, Erwartungen und Zukunftsperspektiven zu sprechen, aber auch indem ihnen dieser Band gewidmet wird.

Interviews



Ein Erfolg war, dass ich viel, viel lernen konnte.

Interview vom 31. März 2010 mit P.S.

P. S. wuchs mit zwei jüngeren Geschwistern in Bümpliz, Biel und Twann auf. Die Eltern waren im Gastgewerbe tätig und die Kinder oft auf sich alleine gestellt. P. S. übernahm als Ältester oft die Aufsicht über seine jüngeren Geschwister. Nach der obligatorischen Schulzeit absolvierte er auf Druck des Vaters eine Lehre im Gastgewerbe und war dann auch nach der Lehre in diesem Bereich tätig. Die langen Arbeitstage von 16 oder 17 Stunden und die ständige Präsenz auch an Feiertagen bei gleichzeitig tiefem Lohn bewogen P. S. schliesslich, die Branche zu wechseln – trotz gewissen Zukunftsängsten. Er nahm in der Folge verschiedene Stellen als Magaziner an und bezeichnete sich als Allrounder, der für Verschiedenes eingesetzt werden konnte. Bei der letzten Arbeitsstelle wurde er von den Vorgesetzten so stark unter Druck gesetzt, dass er schliesslich von sich aus kündigte. Danach suchte er erfolglos nach einer neuen Anstellung und musste schliesslich Sozialhilfe beanspruchen. Das Leben von P. S. wurde gleich von mehreren Todesfällen in seinem engsten Umfeld geprägt. Seine erste Freundin starb unter nicht ganz klaren Umständen. Seine zweite Freundin starb an Krebs, und wenig später starb auch noch seine Mutter. P. S. war zum Zeitpunkt des letzten Interviews mit einer Thailänderin verheiratet und lebte mit ihr in einer 2-Zimmer-Wohnung. Seine Frau hat ein Kind, das jedoch in Thailand lebt.

Welche Ereignisse haben Sie seit 2008 geprägt?

Das wichtigste Ereignis war, dass ich über das Sozialamt bei einer Sauerkrautfabrik eine Stelle bekam. Leider war diese aber nur befristet – von August bis Dezember. Die Stelle hat mir gut gefallen, der Verdienst war auch gut. Danach lief halt wieder nichts mehr.

Was machen Sie gegenwärtig?

Im Moment bin ich in Tramelan in einem Einsatzprogramm tätig, bei dem man sich Fachqualifikationen in den Bereichen Haustechnik und Reinigung aneignen und vertiefen kann. Das ist für mich auch eine supergute Sache! Die Teilnahme an diesem Programm wurde mir bereits zweimal verlängert. Am Anfang hätte es sechs Monate dauern sollen, dann hat mich der Chef aber nicht gehen lassen wollen, weil er sah, dass ich ein guter Bützer bin. Ja, wenn ich Bützer habe, dann bleibe ich auch dabei, aber im Juni ist das auch wieder fertig. Dann weiss ich nicht, wie es weitergehen soll. Aber dort

habe ich jetzt Haustechnik und Reinigung gelernt. Ich kenne jetzt alle pH-Werte von Reinigungsprodukten und die Maschinen. Ich habe zwar früher schon nebenbei auf diesem Gebiet gearbeitet, aber dieses Programm war wie eine Lehre. Es gefällt mir super! Dort haben sie auch einen nebenamtlichen Hilfschauswart gesucht. Dafür habe ich mich beworben, aber – eh ja –

sie haben jemanden gesucht, der auch noch die Gebäudetechnik beherrscht. Derjenige, der dann die Stelle erhalten hat, hatte schon fünf Jahre als Maurer gearbeitet, und das kam ihnen natürlich gelegener. Aber die Chancen standen 50 : 50, und er hatte dann 51 und ich nur 49. Aber ich bin stolz, dass ich so weit gekommen bin.

Schwierig war, dass ich finanziell so eng durchmusste. Das ist jetzt aber schon ewig so.

Hat sich Ihre Situation seit dem letzten Interview verbessert?

Sie ist etwa gleich geblieben. Ich habe überall Arbeit gesucht und konnte mich letzten Mittwoch bei einer Reinigungsfirma vorstellen. Die waren auch super zufrieden mit meinen Zeugnissen – das wäre eine 100-Prozent-Stelle gewesen. Sie haben dann das Arbeitspensum auf 80 Prozent reduziert und mich gefragt, ob ich damit einverstanden

wäre. Ich habe gesagt, klar, wenn ich Bützer habe, habe ich Bützer! Dann haben sie das Pensum aber aufgeteilt in 50 Prozent in Biel und 30 Prozent in Lyss oder Solothurn oder Grenchen. Dann musste ich gleich sagen: «Tut mir leid, ich habe einfach das Gaspedal nicht.» Mir fehlt das Autopermis. Dann haben sie gesagt: «Ach so ...» Das war ein Vorstellungsgespräch von nur gerade einer Viertelstunde, weil man ohne Permis nichts machen kann. Ein Hauswart muss natür-

lich flexibel sein: Wenn mitten in der Nacht etwas «brennt», muss er schnell vor Ort sein. Öffentliche Verkehrsmittel gehen da nicht mehr um drei Uhr morgens. Eh ja, ma fois. Jetzt bin ich einfach weiter am Suchen. Der Stadt habe ich auch schon geschrieben. Die haben mich auf eine Warteliste gesetzt. Dort möchte ich auch gerne als Hauswart arbeiten, oder eine Stelle als Magaziner wäre auch gut. Aber die sind so dünn gesät, oder so weit weg ...

Ein Bedürfnis wäre, wieder eine Stelle als Magaziner, als Lagerist zu haben. Aber ich weiss nicht, was da gehen muss ...

Immerhin habe ich durch meine gegenwärtige Tätigkeit einen normalen Tagesablauf. Das ist eine gute Sache. Wir haben dort aber auch viele Leute, die anfangs keine Lust zum Arbeiten haben. Die sind einfach dort und es «scheisst» sie an. Die sagen einfach: «Ich wurde geschickt, und jetzt bin ich halt da.» Die «schnallen» erst gar nicht, dass sie da etwas lernen können. Das ist nicht einfach so ein Arbeitsprogramm – sondern man kann etwas dabei lernen, wenn man sich Mühe gibt und Interesse zeigt.

Sie haben uns beim ersten Interview gesagt, dass Sie auf Stellensuche sind, und wenn das nicht klappt, könnten Sie sich auch vorstellen auszuwandern. Wie sehen Sie das heute?

Jaja, das auch. Nur habe ich jetzt kein Geld, um auszuwandern (lacht). Das Auswandern ist kein Thema mehr.

Was hat Ihnen in den vergangenen zwei Jahren gefehlt? Was hätte Ihnen geholfen, Ihre Situation zu verbessern?

Eigentlich nicht viel. Ich hatte überall gute Unterstützung – vom Sozialen her und so. Ja, manchmal war es ein wenig eine Schikaniererei, aber das ist wohl normal bei denen. Die üben immer Druck auf einen aus. Meine Frau konnte letztes Mal nicht mit aufs Sozialamt kommen, weil sie den Zug verpasst hatte. Sie ist ja nur Wochenaufenthalterin und kann nicht jedes Mal mitkommen. Sie hat eben auch keine Arbeit. Jetzt hat man ihr noch den Ausweis und den thailändischen Pass geklaut, den B-Ausweis. Wir haben das zwar alles schon gemeldet, aber den neuen Pass noch nicht erhalten. Ohne Pass kann sie sich jedoch nirgends anmelden. Bis jetzt musste ich immer schauen und ihr Geld geben, damit sie durchkommt. Ich gehe schon knapp durch.

Was fehlt Ihnen heute?

Also, zurzeit bin ich zufrieden. Ein Bedürfnis wäre, wieder eine Stelle als Magaziner, als Lagerist zu haben. Aber ich weiss nicht, was da gehen muss ... Vielleicht das Schengen-Abkommen wieder aufheben; ein paar Leute wieder nach Hause schicken (lacht). Biel ist jetzt grad ganz verrückt. Der eine hat mir sogar gesagt, «was soll ich wieder zurück nach Deutschland?». Er sei in die Schweiz gekommen und habe gleich Arbeit gefunden. Aber

so, wie ich den sehe, hat der die Bütetz nur benötigt, damit er nachher hier stempeln kann. Er hat selber gesagt, solange er hier Stempelgeld beziehen könne, bekäme er mehr Geld, als wenn er nach Deutschland zurückmüsste. Das finde ich nicht korrekt, wenn gewisse Leute eine solche Einstel-

lung haben. Die wollen nicht arbeiten, sondern nur herumhocken. Schon am Morgen früh hocken die in der Beiz. Helfen würde mir auch, wenn mir irgendjemand entgegenkommen könnte, damit ich das Autopermis machen könnte. Ich kann nicht 3000 Franken aufbringen, um die Prüfung nochmals zu absolvieren. Das Autopermis wurde mir nämlich vor 25 Jahren auf unbestimmte Zeit entzogen. Wenn ich jedoch die Theorieprüfung nochmals ablegen würde – fahren kann ich ja noch –, könnte ich den Ausweis wieder machen. Das Sozialamt hat meine Gesuche für eine finanzielle Unterstützung bislang jedes Mal abgelehnt. Ich weiss jedoch von einem Fall, bei dem das RAV das gesamte Permis bezahlt hat. Ich habe jedoch immer Absagen erhalten. Für die meisten Arbeitsstellen ist ein Autopermis notwendig, auch für Magaziner. Den Stapelfahrerausweis habe ich ja, das ist nicht das Problem. Mein Autoausweis ist hier in Bern. Ich müsste nur noch die Theorieprüfung



Ein Erfolg war, dass ich viel, viel lernen konnte.

machen. Wenn ich den Ausweis hätte, bekäme ich zusammen mit meinen Zeugnissen hundertprozentig wieder eine Stelle. Mir fehlt einfach nur dieses blaue Papier – heute sind es zwar Karten, aber früher waren die Ausweise blau. – Eh ja.

Was waren für Sie in den vergangenen zwei Jahren die grössten Schwierigkeiten? Was Ihre grössten Erfolge?

Eben, ein Erfolg war, dass ich viel, viel lernen konnte. Schwierigkeiten gab es eigentlich keine – vielleicht der lange Weg, aber daran hat man sich auch gewöhnt. Am Anfang habe ich schon auch gedacht, «ouh», zweimal umsteigen von Biel nach Tramelan. Aber wenn man Freude am Arbeiten hat, merkt man gar nicht mehr, dass man so lange im Zug hockt. Schwierig war, dass ich finanziell so eng durchmusste. Das ist jetzt aber schon ewig so.

Wenn Sie an Ihre Jugendzeit zurückdenken: Gab es da Vorkommnisse, die Sie bereits erahnen liessen, dass Sie eine andere Kindheit hatten als Ihre Klassenkameraden?

Ich musste praktisch alles für meine Geschwister tun, weil meine Eltern nie Zeit für uns hatten. Das war schon eine Benachteiligung gegenüber den anderen Kindern. Ich musste meinem Bruder und meiner «Schwes» bei den Hausaufgaben helfen, und die anderen Kinder meiner Klasse konnten draussen spielen. Dort habe ich schon mal ziemlich verloren. Und dann die «cheibe Züglerei»: Von Bern nach Biel und dann nach Twann, das hat alle Kollegschaften auseinandergerissen. Das war auch ein Nachteil. Die Schwester und der Bruder sind jünger, die konnten ihre Kollegschaften direkt in Twann aufbauen. Ich aber war schon in der vierten Klasse und wurde von Biel weggerissen. Heute habe ich zu niemandem mehr Kontakt. Zwischendurch sehe ich noch ein paar Leute aus Twann, aber in Bern kenne ich niemanden mehr.



Aber wenn man Freude am Arbeiten hat, merkt man gar nicht mehr, dass man so lange im Zug hockt.

Gibt es ein spezielles Ereignis oder Erlebnis, das Ihre Kindheit geprägt hat? Fühlten Sie sich einsam oder ausgeschlossen?

Mein Vater hat mich immer unter Druck gesetzt. Ich musste fast alles machen. Er hatte nie Zeit. Erst gerade letzten Sonntag hat er mich angerufen und mich gefragt, ob wir etwas zusammen essen gehen würden, aber das «chlepf» immer. Das kommt nie gut. Ich sehe meinen Vater nur noch als Kumpel an und fertig. Jedes Mal dieses «Gestürm», wenn wir uns treffen, das mag ich gar nicht mehr. Dann gebe ich ihm jeweils zurück, und dann «häscheret's» halt ein wenig, und er wird hässig, aber das macht mir nichts. Er soll merken, dass er mich nicht herumkommandieren kann. Ich bin zweimal 25 und nicht mehr 19 oder 16 (lacht). Das mag ich dann grad gar nicht «verputzen».

Lebten Ihre Eltern bereits in finanziell schwierigen Verhältnissen?

Ja, die mussten auch immer unten durch, als wir das Restaurant hatten. Wir sind schon durchgekommen aber eben, mit einem normalen Standard. Nicht über dem Strich, nicht unter dem Strich, es hat gerade immer gereicht für alle drei Kinder. Meine Mutter konnte etwas von der Grossmutter erben, aber es war nicht viel. Es hat gerade geholfen, um uns über Wasser zu halten. Und etwa so war es immer. Und heute geht es mir auch nicht besser. «I ma grad düre.»



Wenn mein Sohn sagt, dass wir arm sind, tut das sehr weh.

Interview vom 15. März 2010 mit B.M.


B.M. ist geschieden und lebt mit ihrem 13-jährigen Sohn zusammen. Sie landete bei der Sozialhilfe, nachdem sie ihre Arbeit verloren hatte. Sie war Rezeptionistin bei einem Psychotherapeuten, der nicht mehr genug Arbeit für sie hatte. Sie bezog zuerst Geld der Arbeitslosenversicherung und war dann Opfer eines Unfalls. Sie fiel in eine Depression und musste zum Sozialamt, wo sie an einem Beschäftigungsprogramm teilnehmen konnte. Parallel dazu setzte sie sich stark für andere ein. Sie hat gerne mit Menschen zu tun, ist in der Kirche aktiv und arbeitet ab und zu als Katechetin mit Kindern.

Welche Ereignisse haben Sie in den vergangenen zwei Jahren geprägt?

Geändert hat sich, dass ich heute ein kleines Pensum von rund 60 Prozent als Kassierin habe. Seit Oktober 2008 bin ich nicht mehr auf die Sozialhilfe angewiesen. Natürlich wird es am Monatsende immer eng, aber zum Glück bekomme ich Alimente und Familienzulagen.

Ich bin auch umgezogen. Ich lebe mit meinem Freund und meinem Sohn und werde im Juni heiraten. Das einzige, was einen Schatten wirft, ist, dass sich mein Sohn nicht mit meinem Freund versteht. Das ist schwierig, sie gehen sich aus dem Weg.

Ich ertrage diese Situation nicht, bin wieder depressiv und deshalb wieder beim Psychologen in Behandlung. Ich hatte auch ein Gespräch mit dem kinder- und jugendpsychiatrischen Dienst. Es gibt noch viele Probleme zu lösen. Aber ich muss mich unbedingt um diese Situation kümmern, denn ich sehe, dass sie sich auf meine Arbeit auswirkt. Meine Arbeit ist für



Meine Arbeit ist für mich sehr wichtig, und ich möchte sie so gut wie möglich machen.

mich sehr wichtig, und ich möchte sie so gut wie möglich machen. Ich mag meine Arbeit, vor allem den Kontakt mit den Kunden, die Möglichkeit, irgendwelche Banalitäten oder ein Lächeln auszutauschen.

Aus allen diesen Gründen habe ich wieder Kontakt zu meiner Psychologin aufgenommen. Ich will meine Arbeit behalten und sie nicht gefährden, weil meine moralische Situation unstabil ist. Ich will das Beste tun, um auf dem Arbeitsmarkt zu bleiben, denn meine Arbeit gefällt mir. Dank ihr bin ich nicht mehr aufs Sozialamt angewiesen, was mich freut. Ich habe eine Festanstellung, arbeite im Stundenlohn mit einer Jahresmindestarbeitszeit, was mir eine gewisse Sicherheit gibt. Mein Pensum ist auf 60 Prozent beschränkt. Manchmal denke ich, es wäre besser, mehr zu arbeiten, denn ich muss ein Kind ernähren und Rechnungen bezahlen. Sobald ich verheiratet bin und falls mein Mann wieder eine Arbeit findet, werde ich mit diesen 60 Prozent sehr gut leben können.

Man kann also sagen, dass sich Ihre Situation in den vergangenen zwei Jahren wesentlich verbessert hat. Gibt es trotzdem negative Punkte?

Ja. Mein Verhältnis zu meinem Sohn hat sich verschlechtert, wir können nicht mehr miteinander reden. Um ehrlich zu sein, mache ich mir grosse Sorgen um seine Zukunft ...

Inwiefern machen Sie sich Gedanken um die Zukunft Ihres Sohnes? In persönlicher oder beruflicher Hinsicht?

Ich mache mir grosse Sorgen um seine berufliche Zukunft, da ihn die Schule überhaupt nicht interessiert. Er hat zwar viele Möglichkeiten, seine Noten sind gut. Er möchte Architekt oder Archäologe werden. Er will studieren, hasst aber die Schule. Ich befürchte, dass ihm die Motivation fehlt. Ich weiss, dass ich ihn motivieren sollte. Das ist meine Pflicht als Mutter. In der Schule lernen sie, wie man ein Bewerbungsdossier macht, wie man sich für ein Praktikum bewirbt, wie man sich Informationen über einen Beruf beschafft. Dann müssen sie einen Vortrag darüber halten. Aber auch da: Er kennt sein Thema seit drei Monaten und hat noch immer nicht mit den Vorbereitungen begonnen.

Auch seine persönliche Zukunft macht mir Sorgen. Es ist unmöglich, mit ihm zu diskutieren. Nur jemand, der neutral ist und einen guten Einfluss auf ihn hat, könnte ihm helfen.

Was glauben Sie, worunter leidet er?

Er leidet, weil ich nicht mehr mit seinem Vater zusammen bin. Er sagt mir immer, dass wir keine echte Familie sind. Ich widerspreche ihm dann. Ja, wir sind eine neu zusammengesetzte, sicher nicht ideale Familie, aber wir sind dennoch eine Familie. Er akzeptiert diese Situation nicht. Ihm gefällt unsere Wohnung nicht. Am Tag unseres Umzugs wollte er die Wohnung nicht sehen. Er fühlt sich hier nicht zu Hause, obwohl er es war, der unbedingt umziehen wollte. Als ich diese Wohnung fand, wollte er sie nicht besichtigen, und nun passt sie ihm nicht. Hätte er mir von Anfang an gesagt, dass sie ihm nicht gefällt, hätte ich weitergesucht. Mit dieser Wohnung wollte ich auch in die Nähe der Familie meines Freundes ziehen, damit mein Sohn mit dem Neffen meines Freundes spielen kann.

Und in der Schule?

Er ist ein Opfer von Gewalt. An der Schule hat es eine Gruppe von Jugendlichen, die ihm das Leben schwermachen. Sie stehlen ihm seine Sachen, und wenn er nach Hause kommt, rächt er sich an mir. Ich habe den Sozialarbeiter der Schule angerufen, damit

er die Situation ein bisschen kontrolliert. Ich bin gegen Gewalt, habe aber meinen Sohn gesagt: «Wenn man dich plagt, dann schlag zu, und schlag fester, dort, wo es weh tut, aber du darfst nie als erster zuschlagen.» Ich habe auch die Schule informiert, dass ich absolut damit einverstanden bin, dass er sich wehrt. Der Erzieher glaubt, dass mein Sohn die anderen Schü-

ler mit seiner Art unbewusst zur Gewalttätigkeit provoziert, sie mit seinem Blick noch fördert. Ich denke auch, dass er Mühe mit Autorität hat. Ich weiss nicht, woher er dieses Verhalten hat. Ich glaube, dass ich ihn gut erzogen habe ...

«**Ich will meine Arbeit behalten und sie nicht gefährden, weil meine moralische Situation unstabil ist.**

Und wie haben Sie selbst Ihre Jugend erlebt?

Obwohl ich nicht zu Hause aufgewachsen bin, ich war bei Nonnen untergebracht, hatte ich eine sehr glückliche Jugend. Die Liebe und Wärme meiner Mutter fehlte mir, aber es gab stattdessen so viel Gutes, dass meine Jugend sehr gut verlief. Ich wurde von allen geschätzt. Die Zuwendung, die ich nicht von meiner Mutter erhielt, bekam ich von anderen Menschen in meinem Umfeld. Ich brauche nicht viel, um glücklich zu sein, es genügt, sich selbst glücklich zu fühlen. Man hat dieses Gefühl, wenn man andere glücklich macht. Und man erhält es doppelt zurück.

Warum lebten Sie nicht daheim?

Wir waren zehn Kinder, und meine Eltern hatten nicht die Mittel. Meine Geschwister und ich, wir waren alle im Heim. Meine Schwestern ertrugen es nicht, für sie war es eine schlimme Zeit, nicht aber für mich.

Als ich vier, fünf Jahre alt war, war ich ein Jahr lang in einem Sanatorium, weil ich gesundheitliche Probleme hatte. Danach kam ich direkt ins Heim. Wir gingen in die normale Schule. Nur geschlafen und gegessen haben wir bei den Nonnen. Die Ferien verbrachte ich bei meinen Eltern. Ich erinnere mich, dass wir, wenn wir in der Schule keine guten Noten hatten, nicht nach Hause durften. Das war eine sehr strenge Erziehung.

Wer zahlte die Heimkosten?

Mein Vater war Arbeiter in der Landwirtschaft. Meine Mutter konnte wegen ihrer vielen Kinder nicht arbeiten. Wir bekamen in Frankreich eine Familienzulage für Grossfamilien. Als ich mit 16 meinen Schulabschluss hatte, begann ich, in einer Fabrik zu arbeiten. Ich kannte zum Glück die Besitzer der Fabrik und konnte deshalb ein Jahr lang im Laboratorium arbeiten. Wegen gesundheitlicher Probleme musste ich dann aufhören, ich litt an einer frühen Form von Leukämie. Danach arbeitete ich im Gastgewerbe.



Als ich mit 16 meinen Schulabschluss hatte, begann ich, in einer Fabrik zu arbeiten.

Ich habe nie eine Lehre gemacht. Als ich in die Schweiz kam, besuchte ich neben meiner Arbeit im Gastgewerbe Abendkurse, um Sekretärin zu werden. Ich habe dann jene Stelle als Rezeptionistin bei einem Psychotherapeuten gefunden. Nach acht Jahren kündigte er mir, weil er keine Arbeit mehr für mich hatte. Den Rest kennen Sie ...

Mein ganzes Leben war von Begegnungen geprägt. Ich habe immer Leute getroffen, die mir geholfen haben, eine Arbeit zu finden.

Hätte ich die Chance gehabt, eine vollständige Ausbildung, eine Lehre zu machen, hätte ich vielleicht mehr Möglichkeiten gehabt. Und deshalb möchte ich, dass mein Sohn diese Chance bekommt. Er braucht eine Ausbildung mit einem guten Abschluss,



Hätte ich die Chance gehabt, eine vollständige Ausbildung, eine Lehre zu machen, hätte ich vielleicht mehr Möglichkeiten gehabt.

damit er im Leben erfolgreich sein kann. Ich will nicht, dass es ihm gleich ergeht wie mir. Ich möchte, dass man ihm hilft, damit dies nicht passiert. Deshalb hoffe ich sehr auf diese psychologische Unterstützung. Ich hoffe, dass diese Sitzungen ihm helfen werden, sein Leben in die Hand zu nehmen und die zwischen uns bestehenden Spannungen abzubauen.

Und was fehlt Ihnen, um Ihre eigene Situation zu verbessern?

Ich bräuchte auch heute noch Hilfe, Beratung und Unterstützung, um mein Budget zu verwalten. Ich weiss aber nicht, wo ich noch sparen könnte, denn ich schränke meine Ausgaben bereits sehr ein. Manchmal kaufen wir zwar Sachen, die mir nicht lebensnotwendig erscheinen. Ich kaufe keine neuen Kleider oder Möbel, aber ich tue sehr viel für meinen Sohn. Er hat sehr wenige Hobbys, er singt und fängt bald mit Kung-Fu an. Ich bräuchte mehr Hilfe und Unterstützung für meinen Sohn, damit wir mehr unternehmen könnten. Ich kann ihm nicht viel bieten. Er sagt mir oft, dass wir nie etwas machen können, dass wir arm sind. Wenn er sagt, dass wir arm sind, dann tut das sehr weh. Ich sage ihm dann, dass wir zufrieden sein können mit dem, was wir haben. Dass es Menschen gibt, denen es wesentlich schlechter geht als uns. Vor drei Monaten schliefen wir zum Beispiel auf Matratzen auf dem Boden, weil wir noch keine Betten hatten. Ich sage ihm dann, dass andere in noch prekäreren Situationen leben und noch immer kein Bett haben, um sich auszuruhen.

Was fehlt Ihnen heute, um wirklich gehört zu werden, um aus der Armut herauszukommen?

Mein Freund hat kein festes Einkommen. Wir können deshalb kein Budget machen. Wir leben nur von meinem kleinen Lohn, von seinem Arbeitslosengeld und von den Alimenten für meinen Sohn. Am Anfang hatten wir vor, einen Teil der Alimente für meinen Sohn auf die Seite zu legen, bis er gross ist und das Geld braucht, aber wir schaffen es einfach nicht.

Für uns drei haben wir zwischen 3000 und 3400 Franken pro Monat. Die Miete beträgt 1250 Franken, hinzukommen die üblichen Kosten (Krankenkasse, Telefon, Essen usw.). Wenn ich meinen Lohn bekomme, zahle ich zuerst alle Rechnungen. Was übrigbleibt, muss den ganzen Monat fürs Essen reichen. Uns bleiben normalerweise etwa 600 Franken für Essen und

Freizeit. Wenn das Geld nicht reicht, überziehe ich das Konto oder gehe zur Heilsarmee. Mein Freund schaut nach Sonderangeboten, er kauft nur, was Aktion ist und friert es ein. In Monaten, in denen wir weniger Geld haben, kann ich dann auf diese Reserven zurückgreifen. Wir müssen lernen, uns zu organisieren. Ich glaube, dass man mit einer guten Organisation sehr viele Probleme lösen kann.



Wenn mein Sohn sagt, dass wir arm sind, tut das sehr weh.



Es ist viel einfacher, meinem Umfeld zu sagen, dass ich Frührentnerin und kein Sozialfall bin.

Interview vom 24. März 2010 mit Y.V.

Y.V. landete 2008 nach einem negativen Beschluss der IV beim Sozialamt. Die IV hatte ihre schweren Rückenprobleme, die sie am Arbeiten hinderten, nicht als Arbeitshinderungsgrund gelten lassen. Sie lebt heute mit ihrem Freund zusammen, da sie ihren Lebensunterhalt nicht alleine bestreiten kann. Die alleinerziehende Mutter von zwei Kindern, die sich ihr Leben lang um ihre Familie gekümmert hatte, arbeitete in der Alterspflege. Nach einer langen Wartezeit und zwei Beschwerden gegen die IV-Beschlüsse fühlt sie sich alleingelassen und dem schweizerischen Sozialversicherungssystem hilflos ausgeliefert.

Welche Ereignisse haben Sie in den vergangenen zwei Jahren geprägt? Was waren die guten und die weniger guten Momente?

Als wir uns 2008 begegneten, hatte ich beim Gericht Neuenburg eine Beschwerde eingereicht. Ganze zwei Jahre später erhalte ich nun endlich eine Antwort! Stellen Sie sich mal vor, zwei Jahre, um einen Entscheid zu treffen. Ich habe zwei Jahre auf einen Entscheid

gewartet, der identisch ist mit jenem, den ich schon 2008 erhalten hatte! Das Gericht hat sich nur auf die Beurteilung der Ärztin des regionalärztlichen Dienstes abgestützt und die Gutachten meiner behandelnden Ärzte überhaupt nicht berücksichtigt.

Ich fühle mich hilflos, ich bin entsetzt. Ich dachte, dass ich zumindest eine 50-Prozent-IV-Rente erhalten würde, da es mir unmöglich ist, in meinem Zustand eine Arbeit zu finden. Ich habe mich immer

um eine Arbeit bemüht, habe nie aufgehört, Bewerbungen zu schreiben. Ich habe sogar einige Probezeiten gemacht, doch das hat nichts gebracht. Die Schmerzen sind zu gross. Und wie Sie wissen, bin ich bei meiner Arbeitsuche ziemlich eingeschränkt, da ich gemäss IV-Entscheid von 2007 nur für eine Arbeit in Betracht komme, die ich halbsitzend ausüben kann, bei der ich keine Gewichte über fünf Kilo heben oder mich nach vorne beugen muss, keine Fließbandarbeit, kein Treppensteigen und so weiter. Das Alter macht es auch nicht besser. Niemand will jemanden wie mich. Ehrlich gesagt war ich am Schluss völlig entmutigt.

Und dann sind da auch noch die Anwaltskosten. Ich hatte für die Beschwerden gegen die Entscheide der IV einen Anwalt engagiert. Dafür hatte ich einen ersten Betrag von 2000 Franken bezahlt. Heute, zwei Jahre später, erhalte ich wieder eine Rechnung von 2000 Franken. Insgesamt kostet mich das also 4000 Franken. Ich verstehe das nicht. Das Ganze ist ungeheuerlich, die Leute profitieren von uns, und wir sind ihnen ausgeliefert.

Wenn ich meine heutige Situation beschreiben soll, so würde ich sagen, dass sie, was die IV und den Anwalt angeht, negativ ist.

Gerettet hat mich aber das Positive. Heute kann ich von meiner zweiten Säule profitieren. Ich hatte bei der Pensionskasse nachgefragt, wie viel ich bei der Pensionierung erhalten werde. Sie haben mir geantwortet, dass ich schon bald von einer vorzeitigen Pensionierung profitieren kann und dass ich zwischen 60 und 64 eine AHV-Überbrückungsrente erhalte. Ich bin sehr glücklich, das war endlich eine gute Nachricht. Ich

habe begonnen, die Sozialhilfe zurückzuzahlen. Ich war bei einem Versicherungsspezialisten, um mir meine künftige Situation erklären zu lassen; um zu wissen, was das genau heisst: von der zweiten Säule und dieser Überbrückungsrente zu leben. Ich finde, dass diese Spezialisten in der Bevölkerung nicht ausreichend bekannt sind. Die Menschen sollten den Reflex haben, Versicherungsspezialisten um Rat zu fragen. Ihre Beratung ist interessant, sie geben einem viele Hinweise. Natürlich zahlt man für diese Dienstleistung. Und

das kann sogar sehr teuer werden, doch am Schluss lohnt es sich halt doch. Man darf sich aber nicht hinreissen lassen, denn diesen Spezialisten kommt es immer gelegen, einem noch die eine oder andere Versicherung aufzuschwatzen. Man muss vernünftig bleiben und sie nur für das Lebensnotwendigste um Rat und Hilfe bitten.



Ich habe zwei Jahre auf einen Entscheid gewartet, der identisch ist mit jenem, den ich schon 2008 erhalten hatte!



Man wartet, man hofft, dass der Bescheid bald kommt, und dann bekommst du nichts, obwohl deine Schmerzen unerträglich sind und dich im Alltag behindern.

Sie sind also nicht mehr beim Sozialamt?

Nein. Ich zahle jetzt die Sozialhilfegelder zurück, die man mir gewährt hat, als ich schon von meiner zweiten Säule profitieren konnte. Ich musste das Ganze selbst durchrechnen und sagen, wie viel ich zurückerstatten muss. Insgesamt habe ich drei Jahre lang von der Sozialhilfe Geld erhalten. Am Anfang dachte ich, dass dies bis zum Entscheid der IV nur eine vorübergehende Phase sei. Doch schliesslich hat es drei Jahre gedauert, und gleichzeitig kamen die negativen Entscheide der IV. Das ist doch kein Leben, diese ganze Wartezeit, um dann am Schluss doch keine Rente zu bekommen. Man wartet, man hofft, dass der Bescheid bald kommt, und dann bekommst du nichts, obwohl deine Schmerzen unerträglich sind und dich im Alltag behindern. Ich bin stinksauer auf unser Sozialsystem. Heute bin ich aber wirklich glücklich, dass ich diese Überbrückungsrente erhalte.

Diese Rente ist eine echte Erleichterung für Sie?

Ja, wirklich. Heute nutze ich meine freie Zeit, um mich um meine Gesundheit zu kümmern. Ich schone mich. Meine Situation hat sich gebessert. Aber etwas belastet mich doch noch: Mir geht es zwar besser, und doch finde ich, dass die IV nicht korrekt handelt. Und das ertrage ich nicht. Ich finde es ungerecht, dass die IV ihre eigenen

Ärzte hat, die einen zwei Stunden lang untersuchen, die einen nicht kennen und die dann für die IV einen Entscheid treffen. Dabei haben die beiden Fachärzte, die ich konsultiert habe, mir eine Teilinvalidität von mindestens 50 Prozent attestiert. Es ist von der IV auch ungerecht, mir eine Um-

schulung zu verweigern, wenn ich darum ersuche, während man andererseits ständig von Wiedereingliederung spricht. Erst nach meiner ersten Beschwerde hat man mir eine solche Umschulung vorgeschlagen. Das System ist ja sowas von unlogisch!



Es ist viel einfacher, meinem Umfeld zu sagen, dass ich Frührentnerin und kein Sozialfall bin.

Was hätte Ihnen geholfen, um aus der Situation herauszukommen, um ein besseres Leben zu haben?

Dass man mir hilft, eine geeignete Arbeit zu finden. Das Sozialamt hat mir zwei Abwärtsstellen vorgeschlagen: eine in einer Schule, die andere in einer Spitalküche. Beide Stellen waren nichts für mich, ich hatte zu grosse Schmerzen und musste aufhören. Ich habe auch mehrere Fabriken und Läden angeschrieben, ich habe gefragt, ob ich auch Heimarbeit machen könne, denn mein grösstes Problem ist, dass ich nicht stundenlang in derselben Haltung arbeiten kann. Das hat aber nichts gebracht. Ich habe sogar der Spitex geschrieben, schliesslich habe ich auch schon mit alten Menschen gearbeitet. Ich wusste, dass ich keine schweren und anstrengenden Arbeiten machen kann, war mir aber bewusst, dass ich auf andere Weise helfen könnte. Zum Beispiel, indem ich Medikamente und Mahlzeiten verteile. Doch auch da erhielt ich eine Absage.

Sie waren also sehr enttäuscht. Wie leben Sie heute?


Ich lebe mit 2800 Franken. Alleine könnte ich nicht leben. Ich bin sehr froh, dass ich auf die Unterstützung meines Freundes zählen kann und nicht mehr auf die Sozialhilfe angewiesen bin. Es ist auch viel einfacher, meinem Umfeld zu sagen, dass ich Frührentnerin und kein Sozialfall bin. Es macht mir Freude, mir etwas zu gönnen, eigenes Geld

ausgeben zu können. Wenn man weiss, dass das Geld, das einem zur Verfügung steht, jenes Geld ist, das man sein ganzes Leben lang verdient hat, ist es einfacher, es anzunehmen und sich kleine Freuden zu gönnen. Vorher gönnte ich mir überhaupt nichts. Ich musste ständig rechnen. Auch heute noch passe ich auf mein Geld auf. Ich habe ein Budget und schreibe meine Ausgaben auf. Ich glaube, dass Armut heute in vielen Fällen ein Budgetproblem ist. Man muss mit seinem Budget umgehen können, man muss die Ausgaben aufschreiben, um sparen zu können und zu wissen, wie viel einem pro Monat

zur Verfügung steht. Ich kenne den Wert des Geldes, ich rechne nach und weiss immer, wie viel Geld mir bleibt.

Ich kann hingegen nicht sagen, dass ich mein Leben lebe. Es entspricht überhaupt nicht meinen Vorstellungen. Ausserdem bin ich nicht gerne allein. Ich will nicht alleine sein. Ich habe das erlebt, als meine Kinder von zu Hause ausgezogen sind. Für mich war das sehr schwierig, obwohl meine Tochter ganz in der Nähe wohnte. Ich

bin jemand, der Kontakte, Austausch und Begegnungen mit neuen Menschen braucht. Das Alleinsein ist nichts für mich. Ich bin glücklich, jemanden gefunden zu haben, hier leben zu können. Ja, wenn man nicht arbeitet, ist das Alleinsein nur sehr schwer zu ertragen. Das Leben ist nicht einfach.



Ich kann nicht sagen, dass ich mein Leben lebe. Es entspricht überhaupt nicht meinen Vorstellungen.


Sie haben es im Leben immer irgendwie geschafft. Sie waren eine alleinerziehende Mutter mit zwei Kindern und einem Erwerbseinkommen, und meistens erhielten sie keine Alimente. Wie haben Sie das geschafft?

In solchen Situationen ist es von Vorteil, wenn man rechnen kann. Man weiss ja, was man zahlen muss. Ich bezahlte meine Rechnungen, und was übrig blieb, war fürs Essen. Es gibt Menschen, die tun genau das Gegenteil: Zuerst denken sie ans Essen und erst dann werden die Rechnungen bezahlt.

Meine Kinder haben sich nie beklagt oder sich vernachlässigt gefühlt. Ich konnte mir sogar ein Auto leisten. Es war mir so möglich, mit meinen Kindern Ausflüge zu machen. Ich hatte nie Angst, dass es meinen Kindern später einmal schlecht gehen könnte. Wir hatten immer zu essen, wir kamen immer irgendwie durch. Mein Sohn war in der Pfadi,

so kam er zu seinen Ausflügen und Exkursionen. Das kostete nicht viel und gab ihm die Möglichkeit, vieles zu entdecken und umsorgt zu sein. Meine Tochter hatte viel Gymnastik gemacht. Mein Sohn beklagte sich von Beginn seiner Ausbildung an, dass er nichts verdiene. Er hat vier Jahre lang das Berufsbildungszentrum in Neuenburg besucht. Ich gab ihm Geld fürs

Mittagessen und zahlte auch sein Zugabonnement. Wenn es mir möglich war, gab ich ihm auch etwas Sackgeld. Es gab Monate, da hatte er mehr Sackgeld als ich! Er hat während seiner Ausbildung auch gearbeitet, doch schliesslich war das zu viel für ihn. Letztes Jahr hat er eine Depression durchgemacht. Er musste für die Prüfungen Stoff nachholen, was für ihn sehr schwierig war. Nach dieser vierjährigen Grundausbildung musste er noch zwei Jahre anhängen, um Techniker zu werden. Er hat seine Ausbildung mit 22 abgeschlossen und machte dann seinen Militärdienst. Ich habe für ihn gesorgt, bis er 23 Jahre alt war.



Ich bezahlte meine Rechnungen, und was übrig blieb, war fürs Essen.

Meine Tochter hat in einem grossen Lebensmittelgeschäft eine Verkaufslehre gemacht. Mein Sohn hatte durch sie die Möglichkeit, abends oder samstags auszuhelfen und sich etwas dazuzuverdienen. Manchmal hat ihm meine Tochter auch Geld ausgeliehen. Auf diese Weise ist es uns gelungen, über die Runden zu kommen. Ich bin stolz, dass aus meinen Kindern etwas geworden ist und sie beide eine Arbeit haben.

Und wie war Ihre Jugend? Lebten Ihre Eltern schon in finanziell schwierigen Verhältnissen?

Meine Schwester beklagte sich ständig, ich nie. Wir waren vier Kinder. Mein Vater war Arbeiter. Klar, wir hatten nicht viel Geld und mussten haushälterisch damit umgehen. Bis ich 13 war, hatte ich eine sehr schöne Jugend, denn ich unternahm viel mit meinem Vater. Wir standen uns sehr nahe, und er brachte mir viel bei. Er war Lastwagenchauffeur,

und jedes Mal, wenn ich ihn begleiten und ihm bei seinen Auslieferungen helfen durfte, war ich sehr glücklich. Manchmal arbeitete ich auch für ihn und verdiente fünf Franken pro Tag. Später als Jugendliche war ich nicht unbedingt eine, die gerne in den Ausgang ging. Ich kann mich daher nicht beklagen, zu wenig Geld gehabt zu haben. Was mich mehr gestört hat, war

das fehlende kulturelle Interesse meiner Mutter. Wir gingen nie ins Museum, ins Theater oder ins Kino. Wenn wir mal weggingen, dann nur, um Verwandte zu besuchen.

Als mein Vater starb und meine Mutter mit uns allein war, wohnte nur noch ich zu Hause. Damals war es üblich, dass man nach der obligatorischen Schule für ein Jahr in die Deutschschweiz ging, um zu arbeiten und die Sprache zu lernen. Meine Geschwister hatten das Elternhaus schon verlassen, und ich war mit meiner Mutter allein. Die Ausgaben blieben dieselben: Miete, Telefon, Strom und so weiter. Um etwas dazuzuverdienen und besser über die Runden zu kommen, vermietete meine Mutter ein Zimmer an einen Studenten.

Ansonsten zeigte meine Mutter uns gegenüber wenig Zuneigung und Liebe. Sie war sehr kalt und offenbarte uns nie ihre Gefühle. Sie rechnete immer alles nach und war sehr geizig. Sie arbeitete bei den SBB, die damals Pioniere waren, da die Angestellten bereits in den Genuss der zweiten Säule kamen.

Als meine Mutter pensioniert wurde, hatte sie genug Geld. Sie lebt heute gut. Sie half uns, wenn wir in Schwierigkeiten waren. Ihr zweiter Mann war sehr grosszügig und half uns manchmal, damit wir Sachen kaufen konnten, die wir uns selbst nicht hätten leisten können. Er hat mir im Übrigen geholfen, mein zweites Auto zu kaufen. Ich habe meiner Mutter immer gesagt, sie solle ihr Geld ausgeben und es nicht zur Seite legen, damit wir ihr noch zu Lebzeiten danke sagen können, wenn sie uns etwas schenkt. Im Sarg ist es nämlich zu spät, um den Dank entgegenzunehmen.

Heute passe ich auf mein Geld auf. Es macht mir aber auch Spass, mir einige Dinge zu leisten. Wie schon gesagt ist dieses Geld das beste, weil es mein eigenes ist. Wenn ich sehe, dass ich über die nötigen Mittel verfüge, dann kaufe ich, was mir gefällt. Wenn ich nicht genug Geld habe, dann lasse ich es sein. So einfach ist das. Alles ist eine Frage der Budgetverwaltung. Ich bin glücklich, dass ich mir heute einige Wünsche erfüllen kann. Das war früher mit der Sozialhilfe nicht möglich. In dieser Hinsicht fühle ich mich befreit.



Ich bin stolz, dass aus meinen Kindern etwas geworden ist und sie beide eine Arbeit haben.



Es ist ein Teufelskreis, man kommt nicht mehr aus dem System heraus.

Interview vom 24. März 2010 mit J.S.

J.S. stammt aus Côte d'Ivoire, wo sie ein Medizinstudium begonnen hat. Im Alter von 26 Jahren kam sie zusammen mit ihrem Mann in die Schweiz. Sie ging davon aus, dass ihre bisherigen Abschlüsse in der Schweiz anerkannt werden und dass sie hier ihr Studium beenden kann. Das war aber leider nicht der Fall. Sie absolvierte dann eine Ausbildung zur medizinischen Sekretärin und arbeitete auch in der Uhrenindustrie, wo sie gemobbt wurde und daraufhin in eine Depression fiel. J.S. bezieht aufgrund ihrer andauernden Krankheit seit 2007 Sozialhilfe. Sie konnte im Rahmen eines Beschäftigungsprogramms am Schalter eines Sozialamtes arbeiten, was ihrem Alltag wieder eine Struktur verlieh. Sie fühlte sich endlich wieder nützlich, fasste Selbstvertrauen und war erneut in der Lage zu arbeiten. Heute ist sie auf Arbeitssuche. Sie ist ausserdem Präsidentin eines Vereins, der afrikanischen Kindern und Erwachsenen in Spitälern hilft.

Welche Ereignisse haben Sie in den vergangenen zwei Jahren geprägt?

Das Positivste ist, dass ich selbstbewusster geworden bin. Ich habe im Sozialdienst gearbeitet. Dort habe ich vieles kennen gelernt, vor allem, wie das Sozialwesen funktioniert. Ich habe wieder mehr Mut und bin sicherer geworden. Ich hatte viele Kontakte zu Menschen, und mit einigen Personen – Klienten und Mitarbeitern – habe ich Beziehungen aufgebaut. Ich bin auch in eine andere Gemeinde gezogen, und ich werde von einem anderen Sozialdienst betreut. Auch meine Hilfsorganisation für Säuglinge in Gefahr¹ entwickelt sich seit 2008 stetig. Ich habe viel Hilfe bekommen. Ich komme soeben aus Afrika zurück, wo ich vielen Menschen habe helfen können. Ich habe Kranke besucht, sie moralisch unterstützt und 15 Kilo Medikamente, die ich hier gesammelt hatte, verteilt. Vergleicht man zwischen Afrika und der Schweiz, stellt man grosse Unterschiede punkto Armut fest. In der Schweiz ist Armut relativ. Im Vergleich zur Situation da unten kann man sich hier nicht unbedingt beklagen.

« **Es ist ein Teufelskreis, man kommt nicht mehr aus dem System heraus.**

Zu den negativen Sachen gehört, dass das Beschäftigungsprogramm im Dezember 2009 für mich zu Ende war. Der Abschied war sehr schwierig, alle waren traurig. Aber ich musste es akzeptieren, schliesslich muss man auch anderen Platz machen. Ich war zwei Jahre dort, mit einem Beschäftigungsgrad von 80 Prozent. Heute bin ich bei der Arbeitslosenkasse gemeldet. Da ich 70 Prozent meines letzten Lohnes erhalte, muss die Gemeinde, in der ich wohne, diesen Betrag ergänzen, damit ich auf das Existenzminimum komme. Es ist ein Teufelskreis, man kommt nicht mehr aus dem System heraus. Es gibt immer diese Verknüpfung zum Sozialamt, die bleibt, und die einem das Leben ein wenig verdirbt. Es gibt auch viel mehr Zwänge, man steckt zwischen Hammer und Amboss. Man hat den Druck der Arbeitslosigkeit, und man hat den Druck der Sozialhilfe. Das Schlimmste aber ist, dass Sozialhilfe und Arbeitslosenhilfe nicht zusammenarbeiten. Wenn ich der Arbeitslosenversicherung (ALV) Unterlagen schicke, müssten sie sie an meinen Sozialarbeiter weiterleiten, was aber nicht passiert. Die Sozialdienste rufen mich zwei Tage später an, um dieselben Unterlagen zu verlangen. Zwischen den beiden Institutionen gibt es keine Koordination, das finde ich wirklich enttäuschend.

Haben Sie das Gefühl, dass Ihnen bei der Arbeitssuche geholfen wird? Haben Sie Aussichten?

In der Krise gibt es weniger Arbeitsplätze. Ich bin für viele Arbeiten offen. Ich werde von der Arbeitslosenkasse gut unterstützt, und ich beginne bald einen Informatikkurs. Negativ ist nur, dass es bei den Kursen nichts Innovatives gibt. Alles, was man mir anbietet, kenne ich schon oder kann es bereits anwenden. Das ist ein bisschen schade.

« **Von der allgemeinen Stimmung her hat sich meine Situation verbessert. Was die Finanzen angeht, jedoch nicht.**

Mein Berater hat mich schon gefragt, ob es für mein Berufsfeld, medizinische Sekretärin, nicht etwas gäbe, was mein Dossier aufwerten könnte. Es gibt da einen Rechnungswesenkurs, den ich noch nicht besucht habe. Ich werde mich mit der Schule in Verbindung setzen, und dann wird mir die ALV diese Ausbildung vielleicht bezahlen. Ich werde auch bei einer Stiftung nachfragen, um zum Bei-

¹ www.sosbebe-en-danger.org

spiel eine Zusatzausbildung zur Pflegeassistentin zu machen. Diese Stiftung unterstützt Frauen und gewährt denen, die wieder arbeiten oder eine Zusatzausbildung machen möchten, Stipendien von 5000 Franken. Sobald ich an der Schule angemeldet bin, werde ich ein entsprechendes Gesuch stellen. Die Stiftung muss sehen, dass ich motiviert bin, dass ich gewillt bin, etwas zu tun, um meine Situation zu ändern. Erst dann wird sie beurteilen, ob mir ein Stipendium gewährt wird oder nicht. Sonst schaue ich dann mit der ALV, ob es eine Möglichkeit gibt, diese Ausbildung zur Pflegeassistentin zu machen. Mit den Kenntnissen, die ich schon habe, sollte mich das vorwärtsbringen.

Was machen Sie gegenwärtig?

Ich schreibe Bewerbungen, telefoniere und sitze den ganzen Tag am PC, um eine Arbeit zu finden. Das ist mein Alltag. Ich bin zu Hause und erledige die Post. Ich helfe auch Menschen, die Mühe mit Briefen und Lebensläufen haben. Als Gegenleistung geben sie einen kleinen Beitrag für meinen Verein, einen symbolischen Betrag, ich sammle nämlich auch Gelder für meinen Verein SOS Babys in Gefahr.

Ich habe weiterhin Kontakt zu Leuten aus dem Beschäftigungsprogramm. Ich werde sie nächste Woche besuchen, um ihnen von meiner Reise nach Afrika zu erzählen.

Hat sich Ihre Situation seit unserem letzten Treffen verbessert oder verschlechtert?

Meine Situation passt mir nicht. Als ich noch im Beschäftigungsprogramm war, ging es mir besser. Ich musste das Programm verlassen, weil ich umgezogen bin. Ich hatte sogar gefragt, ob man nicht eine Ausnahme machen könnte, damit ich beim bisherigen Sozialdienst bleiben könnte. Meine neue Wohnortgemeinde hätte ja das Geld an meine bisherige Wohngemeinde überweisen können (lacht). Aber sie waren damit nicht einverstanden. Also musste ich aus dem Programm aussteigen. Im Sozialamt waren sie dabei, meinen Vertrag zu erneuern. Doch dann kam mein Umzug, der alles auf den Kopf gestellt hat. Aber ich musste diese Gelegenheit einfach beim Schopf packen, denn es ist sehr schwer, eine Wohnung zu finden, wenn man Sozialhilfe bekommt. Es

war wie ein Geschenk des Himmels: Ich kannte jemanden, der ausziehen wollte und mich fragte, ob ich nicht seine Wohnung unter seinem Namen nehmen wollte, bis wir alles mit dem Vermieter geklärt hätten. Das Sozialamt hat dann für mich gebürgt, und so konnte ich die Wohnung übernehmen.

Heute bin ich gesund, ich bin nicht mehr krank. Deshalb habe ich Anrecht auf Arbeitslosenentschädigung, und so war es nur logisch, dass ich das Beschäftigungsprogramm verlassen musste. Wer in einem solchen Beschäftigungsprogramm ist, hat gesundheitliche Probleme und ist nicht stabil. Die Trennung fiel mir zwar schwer, aber nun muss ich nach vorne schauen und eine Arbeit finden.

Ich kann aber sagen, dass es mir moralisch besser geht, ich bin sicherer geworden. Ich habe im Sozialbereich gearbeitet, jetzt weiss ich, wie das funktioniert, welche Schritte ich unternehmen muss. Ich bin froh, dass ich das alles lernen konnte. Von der allgemeinen Stimmung her hat sich meine Situation verbessert. Was die Finanzen angeht, jedoch nicht. Ich bin keinen Schritt weiter (lacht).



Die Wahrheit ist in der Masse zu finden, bei den Menschen, die täglich mit der Armut kämpfen.

Was hat Ihnen in den vergangenen zwei Jahren gefehlt, was hätte Ihnen geholfen, um aus der Armut herauszukommen?

Eine Arbeit mit einem anständigen Lohn. Eine Arbeit, die mir Freude macht und mir ein Auskommen ermöglicht. Auch wenn man nicht viel verdient, so engagiert man sich doch, wenn man eine Arbeit hat, die einem gefällt. Und sonst glaube ich, dass mir mehr



Ich wollte mein Studium abschliessen. Hier verlangte man aber von mir, dass ich bei null anfangen. Diese Nichtanerkennung meiner Abschlüsse hat mich dermassen entmutigt, dass ich beschloss, etwas anderes zu machen.

Kurse geholfen hätten, aus meiner Lage herauszukommen. Ich finde es wichtig, dass sich sowohl das Sozialamt als auch die Arbeitslosenkasse auf unsere bereits erworbenen Kenntnisse stützen, um uns spezifische Kurse anzubieten, mit denen wir unsere Fähigkeiten erweitern können.

Es wäre auch sehr interessant, eine Plattform zu schaffen, beispielsweise in Form eines offenen Tagebuchs oder einer Internetseite, auf der man seine Gedanken deponieren kann. Ein Kommunikationsmittel, mit dem Sozialhilfeempfänger sich austauschen könnten, wie es ihnen geht oder was ihnen wichtig ist, wo sie ihre Erfahrungen und Gedanken festhalten können. Das wäre eine echte Hilfe, denn die

Wahrheit ist in der Masse zu finden, bei den Menschen, die täglich mit der Armut kämpfen. Auch für die Betroffenen wäre es wichtig zu sehen, dass sie nicht alleine sind, dass es auch anderen ähnlich geht. Damit würde jeder eine Stimme erhalten, und ganz oben würde man erfahren, was man ganz unten denkt. Ja, das wäre wirklich sehr interessant.

Womit haben Sie im Alltag am meisten zu kämpfen?

Meine grösste Niederlage ist, dass ich trotz all meiner Bemühungen, trotz meiner Arbeit am Schalter des Sozialamts, trotz meines Lebenslaufs noch immer keine feste Arbeit gefunden habe. Mein Triumph ist, dass ich nach wie vor Hoffnung habe und dass ich mich in der Schweiz integriert habe, dass ich das System kenne. Wenn es mir gelungen ist, gewisse Vorurteile aus den Köpfen der Leute zu vertreiben, so bin ich schon sehr zufrieden. Wenn es mir gelungen ist zu zeigen, dass man auch als Ausländer viel einbringen kann, so macht mich das glücklich.

Sie haben in Côte d'Ivoire gelebt, bevor Sie in die Schweiz kamen. Welche Erinnerungen haben Sie an Ihr Heimatland?

Ich hatte das Glück, in eine Familie geboren zu werden, die über gewisse Mittel verfügte. Meine Eltern waren Akademiker, mein Vater war Mathematik- und Physiklehrer, meine Mutter Erzieherin. Ich habe meine ganze Kindheit im Internat verbracht. Ich hatte das Glück, genug zu essen zu haben, zur Schule gehen und dann ein Studium machen zu können. Ich hatte wirklich Glück, dass ich in eine wohlhabende Familie geboren worden bin. Unsere Freunde gehörten zu denselben Kreisen wie wir. Damals war mir gar nicht bewusst, dass wir privilegiert waren, ich merke das erst heute. Ich habe viele Preise bekommen, denn mein Vater brachte mir alles bei. Er trieb mich an, und so gehörte ich immer zu den Klassenbesten. Heute danke ich meinen Eltern, dass sie uns das ermöglicht und uns immer gefördert haben. Ich glaube, dass ich ohne diese Bildung nicht in der Lage gewesen wäre, mich in der Schweiz zu integrieren. In Afrika habe ich die Matur und danach ein vierjähriges Medizinstudium an der Universität gemacht. Dann kam ich

mit meinem Mann in die Schweiz. Ich wollte mein Studium abschliessen. Hier verlangte man aber von mir, dass ich bei null anfangen. Das hat mich dermassen entmutigt, diese Nichtanerkennung meiner Abschlüsse, dass ich beschloss, etwas anderes zu machen. Ich musste sogar eine Prüfung machen, damit die Matura anerkannt wird. Das war zu viel, die Türen sind zu. Man verlangt immer mehr von einem. Wir leben in einer Gesellschaft, in der man sich immer weiterbilden und gleichzeitig Erfahrungen sammeln muss. Mir tun die heutigen Jungen leid.

Was können Sie zur Situation der heutigen Jugend sagen?

Die Situation hat sich verschlechtert. Einige Werte, wie die Arbeitsmoral, sind total verloren gegangen. Die Jungen von heute gehen den Weg des geringsten Widerstandes, sie suchen immer den einfachsten Weg. Sie wollen alles sofort. Es gibt ihn nicht mehr, den Spass an der Arbeit, den Hunger nach persönlichem Erfolg. Das hängt mit dem System zusammen, das total geändert werden müsste. Familie, Eltern, alle sind ausser Haus, um Geld zu verdienen. Sie haben die kleinen moralischen Werte verloren, Erziehung ist nicht mehr wichtig, sie sehen ihre Kinder nicht mehr, kontrollieren die Hausaufgaben und den Umgang ihrer Kinder nicht mehr. Der Kapitalismus hat gesiegt. Die Eltern wollen, dass die Gesellschaft ihren Platz einnimmt. Die Jungen sind sich selbst überlassen. Und mit der ganzen Gewalt in den Medien, im Internet, im Fernsehen sind die Jungen überfordert. Ich selbst habe keine Kinder, obwohl ich gerne Kinder möchte. Ich bin der Meinung, dass, wer ein Kind will, mit ihm Zeit verbringen muss; verpasste Zeit lässt sich nicht nachholen. Und die Kinder wachsen so schnell. Arbeit hingegen kann man immer finden. Natürlich muss man informiert bleiben, Kontakte pflegen, sich über Neuheiten in der Arbeitswelt auf dem Laufenden halten. Man muss auf dem neusten Stand sein, aber wir alle müssen unsere Prioritäten setzen.

Viele Junge finden heute schon gar keinen Arbeitsplatz mehr. Die Unternehmen sind sich noch nicht genügend bewusst, dass es unerlässlich ist, Junge anzustellen, um ihnen eine Zukunft zu geben und ihnen Berufserfahrungen zu ermöglichen. Man muss die Leiter in den Betrieben sensibilisieren, sie müssen den Jungen ihr Vertrauen schenken, denn es geht um die Arbeitskräfte von morgen. Auf der anderen Seite müssen auch die Jungen sensibilisiert werden. Man muss ihnen ab dem ersten Ausbildungsjahr beibringen, wie man sich präsentiert und wie man sich gibt. Es ist wichtig, die Jungen zu motivieren und sie zu lehren, das Beste zu geben, um die eigene Zukunft abzusichern.



Auf das Sozialamt geht man wirklich nur im äussersten Notfall.

Interview vom 17. März 2010 mit T.N.

T.N. absolvierte nach der obligatorischen Schulzeit eine Lehre als Autolackierer. In den 1980er Jahren wurde er als Elektrozeichner angelernt. 1990 ging die Firma, in der T.N. angestellt war, Konkurs, und er wurde arbeitslos. Mit 38 Jahren machte er bei einem staatlichen Energieversorger eine Lehre als Elektrozeichner. Nach der Lehre konnte er von diesem Betrieb allerdings nicht weiterbeschäftigt werden, so dass er im Jahr 2004 erneut arbeitslos wurde. Nach Ablauf des Anspruchs auf Taggelder der Arbeitslosenversicherung musste er schliesslich auf die Unterstützung der Sozialhilfe zurückgreifen. T.N. engagiert sich stark in dem von ihm gegründeten «Komitee für Arbeitslose und Armutsbetroffene» (Kabba) und ist Mitglied der Grünen Partei Bern.

Welche Ereignisse haben Sie seit 2008 geprägt?

Für mich trifft nach wie vor zu, dass mir nicht die Arbeit fehlt, sondern das Einkommen. Ich hatte in der Zwischenzeit eine 20-Prozent-Stelle beim Initiativkomitee «Zäme läbe, zäme stimme; Gemeindeautonomie stärken – Stimm- und Wahlrecht für Ausländerinnen und Ausländer ermöglichen!». Auf dem Höhepunkt der Unterschriftensammlung wurde die Stelle während zwei Monaten auf 50 Prozent erhöht.

Als ich dem Sozialdienst von dieser zweimonatigen Erhöhung berichtete, wurde sofort meine Ablösung vom Sozialdienst in die Wege geleitet. Mir wurde vom zuständigen Sozialarbeiter versichert, dass ich bei einer erneuten Anmeldung nach zwei Monaten – danach würde ja der Beschäftigungsgrad wieder auf 20 Prozent reduziert – nicht

nochmals das gesamte formale Anmeldeprozedere durchlaufen müsse. Als ich mich dann aber nach zwei Monaten wieder anmelden wollte, hätte ich trotzdem erneut den ganzen aufwändigen Anmeldeprozess über mich ergehen lassen müssen! Das war mir zu blöd, und deshalb habe ich mich dann gar nicht mehr angemeldet. Ich lebte dann eine Weile von den

820 Franken pro Monat, die meine 20-Prozent-Stelle abwarf. Die Folge war ein Minus bei der Krankenkasse.

Vor einiger Zeit ist mein Vater verstorben, und ich habe eine kleinere Summe geerbt. Von diesem Geld habe ich ein Jahr lang gelebt und musste mich somit nicht beim Sozialamt anmelden. Dieses Geld ist demnächst aufgebraucht, und es geht wohl wieder Richtung Sozialamt.

Mein Alptraum ist es, in das Kompetenzzentrum Arbeit eingewiesen zu werden. Zwar sind die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter dort sehr engagiert. Allerdings können die einem ganz schön auf den Wecker gehen mit ihrer Haltung: «Sie sind ja ganz ein Armer.» Ich habe das Recht, so behandelt zu werden wie alle anderen auch.

Das Kompetenzzentrum Arbeit ist für mich auch deshalb ein Horror, weil einem da nicht zugemutet wird, sich in Dokumentationen selber zurechtzufinden. Alles, was man dort erledigt, wird anschliessend von einem Sozialarbeiter kontrolliert.



Für mich trifft nach wie vor zu, dass mir nicht die Arbeit fehlt, sondern das Einkommen.

Was machen Sie gegenwärtig?

Ich arbeite einerseits für den von mir gegründeten Verein «Komitee der Arbeitslosen und Armutsbetroffenen» (Kabba) und andererseits für das Referendumskomitee «Nein zum Abbau der Arbeitslosenversicherung». In diesem Komitee bin ich Co-Präsident und habe die Kampagne vorbereitet. Dazu gehörten das Verfassen und Versenden von Sitzungseinladungen, das Gestalten von Unterschriftenbogen und der Unterhalt der Website. Sowohl die Arbeit für das Kabba als auch diejenige für das Referendumskomitee sind nicht bezahlt. Meine Situation ist die, dass ich zwar viel arbeite, jedoch nichts verdiene.

Es kommt ganz selten vor, dass ich ein Arbeitsangebot erhalte, das dann auch bezahlt ist. Den letzten bezahlten Auftrag hatte ich von der Fachhochschule für Soziale Arbeit Luzern.

So habe ich zwar immer Kontakt mit Leuten, die selber verdienen und folglich nicht über Geld nachdenken. Ich hingegen verdiene eigentlich nie etwas und denke ständig übers Geld nach. Das belastet mich sehr, weil unsere Gesellschaft auf



Ich lebte dann eine Weile von den 820 Franken pro Monat, die meine 20-Prozent-Stelle abwarf. Die Folge war ein Minus bei der Krankenkasse.

Geld aufgebaut ist. Das ist eine bittere Erfahrung: Ohne Geld läuft einfach gar nichts. Ich bin häufig in der Situation, dass ich Leute für eine Tätigkeit bezahlen muss, und ich selber gehe aber immer leer aus.

Vor diesem Hintergrund würde mir persönlich ein bedingungsloses Grundeinkommen sehr viel nützen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass wirklich nur die wenigsten Menschen zu Hause hocken und nichts machen wollen.

Hat sich Ihre Situation seit dem letzten Interview verbessert?

Sie ist gleich geblieben. Ich weiss allerdings nicht, wie es mir in drei Monaten gehen wird, wenn ich wieder auf das Sozialamt gehen muss. Das kann ich nicht sagen.

Sie haben uns beim ersten Interview gesagt, dass Sie versuchen, in der Stadt Bern ein Internetcafé für Armutsbetroffene zu eröffnen. War dieses Projekt erfolgreich?

Das Konzept steht. Ich habe auch schon mehrere tausend Franken Spenden gefunden, aber das reicht leider noch nicht. Das grösste Problem sind die Räumlichkeiten. Das ganze Equipment, Computer, Bildschirme habe ich bereits zusammengetragen. Es ist aber sehr schwer, einen geeigneten und zahlbaren Raum zu finden. Auch für einen Raum war ich auf Spendensuche, dann kam aber die Arbeit für das Referendumskomitee dazwischen, so dass ich das Projekt etwas aufschieben musste. Kurz, wir sind auf der Suche

nach weiteren Geldgebern und einem geeigneten Raum. Ich habe das Konzept auch beim Sozialdienst eingereicht. Dieser hat es jedoch abgewiesen. Ich vermute, das lag daran, dass es nicht in der «Sozialarbeitersprache» verfasst war. Ich habe das Konzept nun dahingehend überarbeitet und kann nun mit dieser Version weiterarbeiten. Ich finde es sehr wichtig, dass es einen Ort gibt, an dem auch Armutsbetroffene mit Computern arbeiten können.



Ich bin häufig in der Situation, dass ich Leute für eine Tätigkeit bezahlen muss, und ich selber gehe aber immer leer aus.

Wenn beispielsweise mein Computer kaputt gehen würde, hätten ich und der ganze Verein Kabba ein massives Problem, weil ich sämtliche administrativen Arbeiten und die Betreuung der Website nicht mehr machen könnte!

Ich wollte auch eine Interessengruppe von Arbeitslosen und Armutsbetroffenen ins Leben rufen. Dies habe ich eigentlich verwirklicht, weil das Kabba und diese Interessengruppe dasselbe sind. Wir sind sehr politisch, quasi gewerkschaftlich organisiert. Dieser Zusammenschluss und die politische Stossrichtung des Kabba sind eine Folge der Aussage von Philippe Perrenoud im ersten Berner Sozialbericht, wonach die Armen keine Lobby hätten, es keine Partei der Armen gebe und selbst die Linken die Armut schlecht kennen. Wir können diese Aussage genau so unterstützen.

Der Verein Kabba hat 60 Mitglieder, wovon 10 nicht armutsbetroffen sind. Von diesen sind einige Stadträtinnen und Stadträte, die der SP oder dem Grünen Bündnis angehören. Ich selber bin bei der Grünen Partei Bern. Das hilft natürlich, wenn man Einfluss auf politische Debatten nehmen will.

Ich finde es beispielsweise skandalös, wenn in einer Motion des Stadtrats verlangt wird, dass Sozialhilfebeziehende mit einer Unterschrift auf den Datenschutz verzichten sollen. Bei einer Annahme bin ich bereit, dagegen Klage einzureichen. Alle, die Sozialhilfe beanspruchen müssen, stehen unter dem Generalverdacht, die Sozialhilfe betrügen zu wollen. Dabei wird vom unhaltbaren Umstand abgelenkt, dass es Löhne unter der Sozialhilfegrenze gibt und arbeitende Personen auf die Sozialhilfe gehen müssen.

Davon wiederum profitiert die Wirtschaft. Es sollte Sozialinspektoren geben, die Leute aufsuchen, die Anspruch auf Sozialhilfe hätten, nicht umgekehrt. Es ist empörend zu sehen, wie viele Milliarden für die Banken verwendet werden und wie wenig Geld für den Rest, das ist empörend!

Was hat Ihnen in den vergangenen zwei Jahren gefehlt? Was hätte Ihnen geholfen, Ihre Situation zu verbessern?

In letzter Zeit wurde ja häufig die Durchlässigkeit der Systeme diskutiert. Es gibt da eine Fachgruppe Arbeit und Umwelt. Ich habe mir diese angeschaut und gesehen, dass es da Angebote gibt, die auf mich massgeschneidert wären, etwa Angebote zu sozialem Engagement oder wie man eine Organisation entwickelt. Pech ist nur, dass in der Stadt Bern alle Personen ins Kompetenzzentrum Arbeit geschickt werden. Das Zentrum könnte zwar jemanden vermitteln, aber die Angebote der Fachgruppe Arbeit und Umwelt wurden mir vom Kompetenzzentrum für Arbeit verweigert.

Ich habe mir im Verlauf der letzten zwei Jahre ein halbjähriges Praktikum bei einer Gewerkschaft organisiert. Da die Gewerkschaft knapp bei Kasse war, hätten sie mir keinen Lohn zahlen können. Dafür hätte ich die Gelegenheit gehabt, viel Neues zu lernen. Alles war bereits abgemacht, als das Kompetenzzentrum Arbeit die Forderung stellte, die Gewerkschaft müsse mir

einen Lohn zahlen. Sonst sei man mit dem Praktikum nicht einverstanden. Ein selber organisiertes Praktikum zu verhindern, finde ich sehr empörend. Sonst heisst es immer gleich: Gehen Sie dort und dort arbeiten, wir übernehmen den Lohn, aber bei diesem Praktikum war das nicht möglich.

Sozialarbeitende gehen in der Regel sowieso davon aus, dass Personen, die arbeitslos oder auf Sozialhilfe angewiesen sind, ungebildet sind. Effektive Fähigkeiten und erarbeitete Kompetenzen zählen nichts, wenn man diese nicht mit einem Diplom attestieren kann. Deshalb wünsche ich mir von den Sozialdiensten ein grösseres Bildungsangebot, und dass der Betroffene selber wählen kann, welches Angebot er annehmen will. Der Sozialdienst soll natürlich unterstützende Beratung bieten, die Entscheidung muss aber beim Betroffenen liegen, denn der Bezug von Sozialhilfe geht mit einem Verlust an Autonomie einher. Es ist kein leichter Gang aufs Sozialamt. Für mich war das schon beim ersten Mal so, und auch beim zweiten Mal wird es kein leichter Gang sein. Vielleicht passiert noch ein Wunder, und ich kann es verhindern. Auf das Sozialamt geht man wirklich nur im äussersten Notfall, wenn es nicht mehr anders geht.

Was fehlt Ihnen heute, um Gehör zu finden? Um aus der Armut herauszufinden?

Für den Verein fehlt das Geld. Der grösste Kostenfaktor des Vereins sind Fahrkarten, um die nationale Vernetzung sicherzustellen.

Was waren für Sie in den vergangenen zwei Jahren die grössten Schwierigkeiten? Was Ihre grössten Erfolge?

Die grösste Schwierigkeit war das Finanzielle. Der grösste Erfolg war die Initiative «Zäme läbe, zäme stimme». Die notwendige Anzahl Unterschriften kam rechtzeitig zusammen, und unser Verein war auf der Liste der aktivsten Stimmensammler an zweiter Stelle,



**Auf das Sozialamt geht man
wirklich nur im äussersten Notfall,
wenn es nicht mehr anders geht.**

neben grossen Organisationen wie die Gewerkschaft Unia oder die SP. Nur nützt mir das nichts. Im Gegenteil: Uns armen Schweizern haftet das Vorurteil der Fremdenfeindlichkeit und des Rassismus an.

Wenn Sie an Ihre Jugendzeit zurückdenken: Gab es da Vorkommnisse, die Sie bereits erahnen liessen, dass Sie eine andere Kindheit hatten als Ihre Klassenkameraden?

Was meine Kindheit betrifft, muss ich Ihnen sagen, dass die Zeit nicht reicht, davon zu erzählen. Mein Leben ist in dieser Hinsicht relativ kompliziert. Ich bin sowohl bei meinen Eltern als auch in Kinderheimen aufgewachsen. Das Prägendste war der Aufenthalt in einem Heim in Malters, das von Klosterfrauen geführt wurde. Da war ich, bis ich acht wurde.

Es gibt auch Teile meiner Kindheit, über die ich nie etwas erfahren habe – meine Eltern sind inzwischen beide verstorben. Ich weiss nur, dass ich in verschiedenen Kinderheimen war. Das unterscheidet mich auch ein wenig von der Mehrheit. Das ist eine komplizierte Sache. Ich bin in Malters, in Basel und in Zug, und dort sowohl in der Stadt als auch in Unter- und Oberägeri, aufgewachsen. Entsprechend häufig musste ich die Schulen wechseln. Ich war in sehr vielen Schulen – mindestens zehn dürften es gewesen sein.

Gibt es ein spezielles Ereignis oder Erlebnis, das Ihre Kindheit geprägt hat? Fühlten Sie sich einsam oder ausgeschlossen?

Die Schulsysteme waren je nach Kanton äusserst unterschiedlich, so dass ich bei einem Schulwechsel immer wieder auf eine völlig neue Situation stiess. Dies bereitete mir grosse Schwierigkeiten. Anfang der 1970er Jahre mussten wir bei einem Deutschlehrer einen Intelligenztest machen. Ich erzielte dabei das beste Resultat, worauf der Lehrer erstaunt und vor der ganzen Klasse sagte: «Sonst sind sie zu dumm, aber das können sie!» Mit «sie» meinte er die Legastheniker. Ich hatte eine leichte Legasthenie. Deshalb hatte ich in sprachlichen Fächern immer etwas Mühe. In mathematischen Fächern jedoch war ich immer sehr gut. Vor der ganzen Klasse als dumm bezeichnet zu werden – das hat mich für das ganze Leben geprägt. Daraufhin wurde ich an die Hilfsschule weitergeleitet. Dort hatte ich einen sehr guten Lehrer, der sofort merkte, dass ich seinen anderen Schülern weit voraus war. Daraufhin musste ich zum Schulpsychologen und bin dann wieder in der Realschule gelandet.

Die Lehrstellensuche war als Realschüler schon damals nicht leicht. Nach der Schule habe ich eine Lehre als Autolackierer absolviert – aber nicht mit Freude. Ich finde es nicht gut, wenn man heute die Jugendlichen in Berufe drängt, die ihnen nicht zusagen, nur damit sie eine Ausbildung haben. Über Jugendliche hat die ältere Generation schon immer geflucht. Als ich im Jahr 2000 noch eine Lehre als Elektrozeichner machen konnte, habe ich festgestellt, dass meine jugendlichen Kollegen keineswegs schlimmer waren als die Jugendlichen zu meiner Zeit. Nur ist der Druck, der auf den heutigen Jugendlichen lastet, viel grösser. Dabei geht gerne vergessen, dass die Pubertät ganz allgemein eine schwierige Phase ist. Ich habe zudem vor kurzem gelesen, dass die Pubertät heute nachweislich länger daure als früher.

Lebten Ihre Eltern bereits in finanziell schwierigen Verhältnissen?

Bevor mein Vater in der Strafanstalt arbeitete, lebten wir in finanziell schwierigen Verhältnissen. Mein Vater war Maler. In der Strafanstalt war er dann Chef der Malerei. Meine Kindheit war aber nicht aufgrund der anfangs etwas gespannten finanziellen Lage

meiner Eltern kompliziert, sondern aus anderen Gründen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. Es stand auch einmal meine Adoption durch eine Erzieherin, bei der ich sehr glücklich gewesen wäre, zur Diskussion. Mein Vater hat diese Adoption dann aber verhindert.

Trotz oder gerade wegen all diesen ungewöhnlichen Situationen und Konstellationen sehe ich mein Kindheit und Jugend als Bereicherung für mein Leben an. Das alles hat natürlich auch meine Sicht auf die Welt geprägt.



Die meisten meiner Freunde wissen nicht, dass ich auf Sozialhilfe angewiesen bin.

Interview vom 19. März 2010 mit M.E.

M.E. bezieht nach einem Burnout seit Januar 2008 Sozialhilfe. Er war ein Opfer der Immobilienkrise. Er besass eine Liegenschaft, die abgewertet wurde. Er geriet nach 35 Jahren Arbeit als selbständiger Coiffeur in diesen Teufelskreis. Als Sozialhilfeempfänger versuchte er, sich im Bereich des Güterverkehrs selbständig zu machen, um so einen Weg aus seiner prekären Situation zu finden. Er machte eine Marktstudie und nahm mit mehreren Firmen Kontakt auf, um seine Dienste anzubieten.

**Welche Ereignisse haben Sie in den vergangenen zwei Jahren geprägt?
Was waren die guten und die schlechten Momente?**

Am besten hat mir meine Psychotherapie getan. Ich wollte mich kennen lernen. Und dank meiner Therapie habe ich verstanden, warum es zu einem Burnout gekommen ist. Ich war zu ehrgeizig, ich wollte in allem immer der Beste sein. Ich lerne nun, damit umzu-

gehen. Früher gab ich eher den Ton an, ich zeigte meine Schwächen nie, ich sprach mit niemandem über meine Sorgen. Ich war vielmehr für viele eine Vertrauensperson, denn, wenn man der Beste sein oder zu den Besten gehören will, darf man keine Schwächen haben. Heute kenne ich meine Schwächen, und ich habe festgestellt, dass dich die Leute auch lieben, wenn du nicht perfekt bist. Man muss sich einfach bewusst werden, dass niemand perfekt

ist. Jeder ist gut auf seinem Gebiet, jeder kann jemandem etwas beibringen, jeder kann von jemand anderem etwas lernen. Es geht um diese ganze Lebenseinstellung, und ich kann sagen, dass es mir heute viel besser geht, dass ich ausgeglichener bin. Früher dachte ich nicht an die Vergangenheit, nur die Gegenwart und die Zukunft waren für mich wichtig. Aber um die Gegenwart und die Zukunft besser zu leben, muss man die Vergangenheit verstehen. Man geht dann überlegter vor und kann vorwärtsschauen, wenn man die eigene Geschichte verstanden hat.

« **Heute kenne ich meine Schwächen,
und ich habe festgestellt, dass dich
die Leute auch lieben, wenn du
nicht perfekt bist.**

Sie haben also gelernt, sich so zu schätzen, wie Sie sind?

Ja, vorher habe ich mich enorm geschämt, dass ich zum Sozialamt musste, heute stört es mich weniger, wenn ich es sage. Dieses Recht existiert auch für mich. Leider bin ich gefallen, was zeigt, dass auch ich meine Schwächen habe. Ich muss damit leben.

Dank meines Psychotherapeuten kann ich mit meiner Geschichte umgehen. Bei dem ganzen Stress, in dem wir leben, fallen immer mehr Menschen in eine Depression. Die Versicherungen und Sozialämter müssen dann diesen ganzen Stress, den sich die Gesellschaft selbst macht, wieder auffangen.

In der heutigen Zeit rennen die Leute ständig herum und kommen nie zur Ruhe. Es geht allen schlecht, da immer mehr verlangt wird. Wir können gar nie genü-

gen, die Anforderungen nehmen ständig zu, man muss sich ständig weiterbilden, um noch ein weiteres Diplom vorweisen zu können. Früher bestritt man sein Leben mit dem erlernten Beruf. Ohne Weiterbildung ist das heute nicht mehr möglich, man ist dann schnell weg vom Fenster.

« **Ja, vorher habe ich mich enorm
geschämt, dass ich zum Sozialamt
musste, heute stört es mich
weniger, wenn ich es sage.**

Haben Sie in den vergangenen zwei Jahren auch etwas Positives erlebt?

Sport war für mich positiv. Ich spiele Tennis und fahre mit meinen Freunden Velo. Sonst ist es eher negativ. Ich muss vor Gericht, weil ich die Alimente für meine Ex-Frau nicht mehr bezahlen kann. Das Sozialamt gibt mir keine Alimente für sie. Sie fordert das Geld von mir und nicht vom Sozialamt, dabei sollte sie es doch direkt dort verlangen. Das

Sozialamt hat es ihr schon erklärt, aber sie will nichts davon wissen. Ich verstehe nicht, warum sie dermassen insistiert.

Ich bin übrigens auch enttäuscht, dass mein Projekt mit der Volkswirtschaftskammer nicht geklappt hat. Die Krise hat sich sehr stark auf die Werkzeugmaschinenbauindustrie ausgewirkt, es gibt keine freien Stellen mehr. Ich hatte eine Marktstudie gemacht, um ein Transportprojekt zu starten: Es ging darum, Güter innert kürzester Frist von A nach B zu transportieren. Obwohl sich das Projekt noch in der Ausarbeitungsphase befand, waren einige Unternehmer sehr daran interessiert. Ein grosses Unternehmen hat mich sogar gefragt, ob ich auch bereit wäre, ins angrenzende Ausland zu fahren, also nach Frankreich, Deutschland und Italien, um dort kurzfristig Teile abzuholen. Ich habe auch diese Möglichkeit geprüft, denn es kommt oft vor, dass Maschinen nicht laufen, weil ein Teil fehlt. Die Region hat unter der Wirtschaftskrise sehr gelitten, und deshalb ist mein Projekt leider nicht zustande gekommen.

Und schliesslich habe ich vor einem Jahr auch ein IV-Gesuch gestellt. Zuerst wollte ich nicht, weil ich mich schämte. Ich musste dann vor einigen Monaten nach Lausanne zum regionalärztlichen Dienst. Ich warte nun auf den Entscheid der IV, er sollte in den nächsten Monaten da sein. Es war mein Psychotherapeut, der mich überzeugt hat, dieses Gesuch zu stellen.

Was die Sozialhilfe angeht, so habe ich noch immer Mühe, mit dem begrenzten Betrag zu leben, der mir zur Verfügung

steht. Damit kann man nicht leben. Es ist wirklich das Minimum. Ich spare viel beim Essen. Es ist auch leichter zu sparen, wenn man nicht arbeitet. Ich habe mehr Zeit, um die Preise in den Läden zu vergleichen und zu sehen, wo es Aktionen gibt. Meine Kleider? Ich kaufe nur, was heruntergeschrieben ist. Heute gibt es das ganze Jahr hindurch Sonderpreise. Wenn du Zeit hast, nimmst du dir auch die Zeit, nach günstigen Angeboten zu suchen. Wenn du arbeitest und etwas siehst, das dir gefällt, dann kaufst du es. Heute nehme ich mir die Zeit, und ich kann warten.

Ich gehe selten in den Ausgang und lade meine Freunde weniger ein. Ich kann keine Feste mehr feiern wie früher. Die meisten meiner Freunde wissen nicht, dass ich arm und auf Sozialhilfe angewiesen bin. Ich ziehe es derzeit noch vor, ihnen das zu verschweigen.

Als ich jung war, hatten wir Geldprobleme. Mein Vater gab alles aus, und Ende Monat wurde es immer eng, obwohl er einen guten Lohn hatte. Ich wollte nicht, dass es mir einmal auch so ergehen würde, ich wollte dies nicht auch durchmachen müssen, ich wollte nicht, dass man sieht, wie arm ich bin.

Wie haben Sie Ihre Jugend erlebt?

Ich hatte keine schöne Kindheit. Es mangelte mir an elterlicher Zuneigung. Ich wurde streng erzogen, mir wurde nie gesagt, dass man mich gern hatte. Mein Vater war fast nie zu Hause, ich sah ihn nicht oft. Er war immer in der Beiz, beim Spielen. Er gab alles aus, deshalb hatten wir kein Geld. Meine Mutter musste arbeiten, um unseren Lebensunterhalt zu verdienen. Und da sie ihre drei Kinder alleine grossziehen musste, war sie sehr hart, sehr streng, und sie zögerte nicht, einen Stock zu nehmen, wenn wir nicht gehorchten. Sie musste uns mit diesem Druckmittel Angst machen, denn wenn du einmal eine Tracht Prügel bekommen hast, dann bist du brav (lacht).

Wir hatten immer zu essen, gehörten aber nicht zu den wohlhabenden Leuten. Wenn ich etwas wollte, so musste ich es mir selbst kaufen. Mein Velo hatte ich zum Beispiel selbst gekauft. Seit meiner frühesten Kindheit arbeitete ich, um ein Sackgeld zu verdienen. In den Schulferien arbeitete ich als Briefträger. Ich machte kleine Jobs, pflückte



Die meisten meiner Freunde wissen nicht, dass ich arm und auf Sozialhilfe angewiesen bin. Ich ziehe es derzeit noch vor, ihnen das zu verschweigen.

Blumen, die ich dann verkaufte. Ich fischte nach Kaulquappen und verkaufte sie für 50 Rappen pro Stück an Fussgänger und andere Kinder! Ich habe schnell gelernt, auf eigenen Beinen zu stehen. Ich war ein Kind der Strasse, bin auf der Strasse gross geworden. Ich glaube, ich habe deswegen gelernt, der Stärkste zu sein. Auf der Strasse herrscht nämlich das Gesetz des Stärkeren. Ich wurde respektiert, denn ich war sehr stark, nicht unbedingt, was die Kraft angeht, aber man wagte es nicht, mich anzufassen. Ich hatte keine Angst, Schläge zu kassieren, ich habe mir Respekt verschafft. Und da habe ich gelernt zu kämpfen und nach vorne zu schauen. Die Strasse hat mich gelehrt, dass der Schwache niedergetrampelt wird. Und ich habe mir geschworen, dass ich nie so einer sein würde. Ich glaube, dass mir diese Jugend sehr geholfen hat, ich habe gelernt, mir selbst zu helfen, alleine durchzukommen.

Die anderen Kinder hatten wohl grossen Respekt vor Ihnen. Haben Sie sich von Ihren damaligen Klassenkameraden unterschieden?

Nein, ich hatte ja das Nötigste. Wir hatten zu essen, ich hatte Kleider. Nur wenn ich einen schönen Pulli oder eine schöne Jacke wollte, dann konnten sich das meine Eltern nicht leisten.

Einmal war ich der Einzige, der nicht ins Skilager konnte, weil meine Eltern das nicht bezahlen konnten. Aber schliesslich hat mir die Lehrerin das Lager geschenkt. Das hat mich sehr berührt.

Gibt es ein anderes besonderes Ereignis, das Ihre Kindheit geprägt hat?

Was ich nicht ertrage, ist Ungerechtigkeit. Ich tue alles, um Ungerechtigkeit zu vermeiden. Einmal hat mich meine Mutter ungerechterweise wegen einer Sache bestraft, die ich gar nicht getan hatte, und ich musste den Abwasch alleine machen. Ich wollte diesen Abwasch nicht machen. Ich war auf meine Mutter wütend, und ich wurde sehr aggressiv. Mein Vater kümmerte sich nie um unsere Erziehung. Aber er merkte, dass sich die Situation zwischen mir und meiner Mutter verschlechterte und dass er reagieren musste. Er hat mir also vorgeschlagen,

mir beim Abwasch zu helfen. Da habe ich gesehen, dass er Gefühle hat, dass mein Vater mich gern hat. Dieses Ereignis hat mich geprägt.

Meine Schulzeit verbrachte ich in einer religiösen Privatschule. Es war eine reine Bubenschule. Das Klima war nicht sehr gut. Aber ich hatte darum gebeten, in diese Schule gehen zu können, weil es an der öffentlichen Schule einen Lehrer gab, der

verrückt war. Er schlug die Kinder mit einem Lineal auf den Kopf. Einmal hat er einen Viertklässler bewusstlos geschlagen. Deshalb wollte ich nicht in die Volksschule, und meine Eltern schickten mich auf die Privatschule.

Wenn man damals vom Lehrer eine Ohrfeige bekam, sagte man zu Hause nichts, denn man hätte eine zweite riskiert. Heute fehlt es in der Erziehung an Strenge. Die Eltern erwarten, dass sich die Schule um die Erziehung ihrer Kinder kümmert. Und die Jugendlichen werden immer gewalttätiger. Ich finde, dass Erziehung sehr einfach ist. Ich habe meinen Kindern immer Grenzen gesetzt. Wenn sie eine Dummheit machen, sage ich ihnen, dass sie das nicht tun dürfen, und erkläre es ihnen. Wenn sie es wieder tun, werde ich lauter. Und wenn das nicht genügt, gibts eins auf den Hintern. Sobald die Kinder begriffen haben, wo die Grenze ist, gehen sie höchstens bis zur zweiten Phase, um keine Prügel zu riskieren. Zu Hause entscheide ich, es gibt Regeln, und die Kinder



Ich muss sagen, dass es mir gut getan hat, mit meinem Interview einen Teil zum Sozialbericht beigetragen zu haben.

müssen sich daran halten. Es gibt Liebe und Kontakt, aber die Kinder wissen, dass die Grenze nicht überschritten werden darf. Deshalb finde ich Erziehung sehr einfach. Noch heute habe ich einen sehr guten Kontakt zu meinen Kindern, und ich sehe sie oft.

Was tun Sie zurzeit?

Rumhängen (lacht). Ich mache nichts. Mein IV-Gesuch beruhigt mich. Und ich weiss, dass ich, sollte es nicht klappen, mich vorzeitig pensionieren lassen kann. Ich bin fast froh, dass dies jetzt passiert, wo ich 60 Jahre alt bin, und nicht vor zehn Jahren, denn ich wüsste sonst nicht, was ich tun sollte. Heute weiss ich, dass ich bald meine AHV haben werde, und das gibt mir Sicherheit.

Hat sich Ihre Situation seit unserer letzten Begegnung verbessert?

Psychologisch gesehen ja. Den grössten Kampf führe ich gegen mich selbst. Ich muss sagen, dass es mir gut getan hat, mit meinem Interview einen Teil zum Sozialbericht beigetragen zu haben. Ich musste aus mir herausgehen, und es war das erste Mal, dass ich jemandem meine Geschichte erzählt habe. Dank meiner Besuche beim Psychotherapeuten war ich überhaupt in der Lage, dieses Gespräch zu führen.

Ich finde das Sozialhilfewesen in der Schweiz gut. Uns wird gut geholfen, und man unterstützt uns. Man will dir nicht mehr geben, als du brauchst, aber man lässt dich nicht verhungern.

Ich finde, dass einem in der Schweiz geholfen werden kann. Vielleicht sind die Leute, die man bei uns auf der Strasse sieht, solche, die keine Sozialhilfe wollten oder nicht den Mut haben, um Sozialhilfe zu ersuchen. Die echten Armen bitten vielleicht gar nicht um Hilfe. In der Schweiz muss man nicht betteln. Die Regierung, die Kantone und private Organisationen unterstützen uns. Und wir haben nicht das Gefühl, dass wir schlecht unterstützt werden.



Ich bin heute in einer schönen, in einer guten Situation.

Interview vom 25. März 2010 mit P. H.

P. H. war zum Zeitpunkt des letzten Interviews von der Sozialhilfe abhängig. Er lebte mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern im Vorschulalter in einer 3-Zimmer-Wohnung in Biel. Nach einer Lehre als Polymechaniker (1999–2003) absolvierte er einen Berufsbildnerkurs und ein Studium der Informatik HF (2005–2008). Nach dem Verlust seiner Arbeitsstelle als Polymechaniker war es für ihn sehr schwierig, wieder eine Anstellung zu finden.

Bei Bewerbungen war es jeweils nachteilig, dass er sich in einer Ausbildung zum Informatiker befand. Potenzielle Arbeitgeber vermuteten, dass er sowieso nicht mehr lange in der ursprünglichen Branche bleiben würde, und erteilten ihm auf seine Bewerbungen Absagen.

Welche Ereignisse haben Sie seit 2008 geprägt?

Ich habe bei meinem gegenwärtigen Arbeitgeber eine Stelle erhalten, habe diese angetreten, und das war das Wichtigste. Sonst gab es eigentlich nichts. Ich habe ja schon beim letzten Interview gewusst, dass sich meine Situation demnächst verbessern wird. Ich hatte bereits einige Temporärstellen, und dann hatte ich ja meine gegenwärtige Stelle bereits in Aussicht. Das war eigentlich das Wesentliche.

Was machen Sie zurzeit?

Arbeiten, mich weiterbilden: Ich bin zu 90 Prozent als Informatiker angestellt und mache gleichzeitig eine Weiterbildung auf dem Gebiet der Informatik. Ich bin jetzt auch noch Experte in der Grundausbildung Informatik. Das heisst, ich muss beurteilen, ob Prüfungsfragen auch wirklich «prüfungswürdig» sind.



Ja, ich habe die Ausbildung erfolgreich abgeschlossen und dank dieser Ausbildung meine jetzige Stelle erhalten.

Hat sich Ihre Situation seit dem letzten Interview verbessert?

Ja, sie hat sich logischerweise verbessert. Wenn man Geld verdient und noch dazu nicht schlecht verdient, dann ist das sicher eine Verbesserung. Negatives hat es nicht gegeben. Es hat sich eigentlich schon alles verbessert.

Sie haben uns beim ersten Interview gesagt, dass Sie demnächst eine Ausbildung zum Techniker (Informatik) abschliessen werden. War dieses «Projekt» erfolgreich?

Ja, ich habe die Ausbildung erfolgreich abgeschlossen und dank dieser Ausbildung meine jetzige Stelle erhalten.

Was hat Ihnen in den vergangenen zwei Jahren gefehlt? Was hätte Ihnen geholfen, Ihre Situation zu verbessern?

Mir hat nichts gefehlt. Ich hatte meine gegenwärtige Stelle in Aussicht, habe diese dann auch erhalten und während den letzten zwei Jahren gearbeitet.

Was fehlt Ihnen heute?

Mir fehlt eigentlich nichts. Ich bin heute in einer schönen, in einer guten Situation. Ich habe ein gutes Arbeitsteam und komme mit den Kollegen sehr gut klar. Zudem konnte ich mich im Betrieb behaupten und mein Knowhow stark erweitern. Ich würde sagen, heute bin ich wirklich auch gut in dem, was ich mache. Das zeigt sich auch daran, dass ich gewisse Projektleitungsaufgaben erhalten habe. Ich habe nun eigene Projekte, die ich leiten und durchbringen muss.

Was waren für Sie in den vergangenen zwei Jahren die grössten Schwierigkeiten? Was Ihre grössten Erfolge?

Die Schwierigkeit war natürlich immer die Zeit. Mit Arbeit, Schule und Familie ist die Zeit heutzutage das Problem. Das Positive ist, dass ich im Betrieb gute Arbeiten abschliessen konnte. Auch zu Hause ist alles tiptopp mit den Kindern. Die gehen jetzt in den Kindergarten.

Wenn Sie an Ihre Jugendzeit zurückdenken: Gab es da Vorkommnisse, die Sie erahnen liessen, dass Sie eine andere Kindheit hatten als Ihre Klassenkameraden?

Ja, was soll ich sagen. Teilweise schon, meine Eltern waren geschieden, und ich bin zum Teil bei der Grossmutter aufgewachsen. Das ist schon nicht ganz der Standard. Ich bin aber dagegen, dass man das als Grund oder als Ursache für meine finanziellen Schwierigkeiten ansieht. Schlussendlich ist jeder selber dafür verantwortlich, was er macht. Ich war zu wenig ehrgeizig, ich hatte zu wenig Motivation, aber das hatte nichts mit meiner Kindheit zu tun.



**Ich bin heute in einer schönen,
in einer guten Situation.**

Gibt es ein spezielles Ereignis oder Erlebnis, das Ihre Kindheit geprägt hat? Fühlten Sie sich einsam oder ausgeschlossen?

Nein. Ich hatte eigentlich immer Kollegen – wenn auch zum Teil die falschen. Ich habe viel «Seich» gemacht.

Lebten Ihre Eltern bereits in finanziell schwierigen Verhältnissen?

Nein, eigentlich damals noch gar nicht. Erst jetzt, in den letzten Jahren, hatte der Vater Schwierigkeiten. Damals ging es uns finanziell eigentlich gut.

Wie sieht die Situation Ihrer eigenen Kinder aus?

Die haben viel zu viel. Die haben schon viel mehr, als ich habe. Ich schätze, sie haben es gut. Vielleicht ist es ein wenig ein Nachteil, dass wir in der Stadt Biel wohnen. Wir sind nicht ganz so frei und flexibel, wie wenn wir in einem Dorf wohnen würden. Wir können nicht einfach sagen: Geht raus, um zu spielen. Aber sonst, würde ich sagen, haben sie es gut.

Die Jugend hat das Wort

2010 ist das Europäische Jahr zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung. Die Europäische Union hat dieses Thema nicht in die Agenda aufgenommen, weil die Armut in diesem Jahr alle Rekorde brechen würde. Vielmehr will sie mit der Sensibilisierungsaktion die Verpflichtung der europäischen Staaten erneuern, Armut und Ausgrenzung zu bekämpfen. Der soziale Zusammenhalt und das individuelle Engagement sollen weiter gefördert und das Grundrecht aller in prekärer Situation lebender Menschen auf ein Leben in Würde und sozialer Teilhabe gestärkt werden. Dieses Jahr bietet aber auch eine gute Plattform, die Betroffenen zu Wort kommen zu lassen; also die Menschen, die täglich mit Armut und sozialer Ausgrenzung konfrontiert sind. In diesem Rahmen führen viele Staaten und private Organisationen Veranstaltungen und Projekte zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung durch. Sie verfolgen damit das Ziel, eine breite Öffentlichkeit und die Politik für dieses allgegenwärtige Problem zu sensibilisieren. Denn: Im Alltag kommt der Armut wenig Aufmerksamkeit zu und deren Leidtragende bleiben oft unerkannt.

ATD Vierte Welt hat in diesem Jahr das Thema Armut und soziale Ausgrenzung aus der Sicht der Jugendlichen und jungen Erwachsenen in den Vordergrund gestellt. Sie sind eine besonders verletzte Gruppe, die an der Schwelle zur finanziellen und sozialen Unabhängigkeit stehen und ihren eigenständigen Platz in der Gesellschaft suchen. «Junge Menschen tragen ihre Sorgen, Ziele und Hoffnungen von heute und morgen mit sich. Sie sehnen sich nach Veränderung und Chancengleichheit. [...] Unser Ziel ist es, jungen Menschen jeglicher Herkunft und Gesellschaftsschicht Begegnungsmöglichkeiten zu bieten und Gelegenheit zu geben, gemeinsam nach Lebenssinn zu suchen und sich für eine gerechtere Gesellschaft zu engagieren.»¹ Ihnen gilt die besondere Aufmerksamkeit des europaweiten Projekts, das junge Menschen aus ganz Europa zusammen bringt, um gemeinsam mit den Betroffenen über Massnahmen zur Bekämpfung von Ausgrenzung und Armut zu diskutieren und sich für eine gerechtere Gesellschaft stark zu machen.² Ziel des Projekts ist es, den Jugendlichen eine Stimme zu geben, um die öffentliche Meinung und die politischen Instanzen zu sensibilisieren.

Zu diesem Zweck haben die Jugendlichen im Verlauf des Jahres eine gemeinsame Botschaft erarbeitet. Sie haben ihre individuelle Zeugnisse zu einem Appell der europäischen Jugend vereint. Darin widerspiegeln sich ihre Zweifel, Ängste und Vorwürfe an die heutige Gesellschaft. Diese «Botschaft der Jugend»³ dient zum einen als Grundlage für die verschiedenen Diskussionen und Veranstaltungen und zum anderen ist sie für die Jugendlichen ein Instrument, um am 17. Oktober 2010 – dem internationalen Tag zur Überwindung von Armut und sozialer Ausgrenzung – mit verschiedenen Bevölkerungskreisen und auf lokaler, nationaler sowie europäischer Ebene mit Politikerinnen und Politikern in einen Dialog zu kommen.

Ein solches Zusammentreffen von Jugendlichen mit verschiedenen sozialen Hintergründen fand in der ersten Augustwoche 2010 im beschaulichen Treyvaux in der Region La Gruyère statt. Rund 30 junge Menschen setzten sich gemeinsam mit den Problemen des Lebens sowie mit dem Stellenwert der Jugend auseinander. Sie thematisierten

¹ Auszug aus dem Übereinkommen der Mitglieder der Internationalen Bewegung ATD Vierte Welt für die Jahre 2008–2012 «Mit vereinten Kräften für eine Welt ohne Armut und Ausgrenzung». In der Bewegung ATD Vierte Welt setzen sich Menschen unterschiedlichster Herkunft zusammen mit von Armut direkt Betroffenen für die Überwindung von Not und Ausgrenzung ein. Sie tun dies in ihrem persönlichen Einflussbereich und in gemeinsamen Projekten. <http://www.vierte-welt.ch>

² Dieses Projekt wird unterstützt durch das europäische Programm «Youth in action – Jeunesse en action».

³ Wortlaut der Botschaft siehe Anhang.

ihre eigenen Lebensläufe und die Themen Armut und Ausgrenzung allgemein. Diese Diskussionen fanden in Gesprächsgruppen, im Rahmen von Spielen, Theaterstücken, Workshops und Freizeitaktivitäten statt. Diese Palette der Aktivitäten ermöglichte den Jugendlichen, sich kennen zu lernen und gemeinsame Momente zu erleben. Für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer war dies eine Gelegenheit, ihren Gedanken freien Lauf zu lassen und mit jungen Menschen, die in ähnlichen Situationen leben, Erfahrungen auszutauschen. Während dieser Begegnungswoche diskutierten sie in erster Linie Probleme des Alltags und die gesellschaftliche Stellung der Jugend. Sie teilten ihre gemeinsame Absicht, durch ihr Engagement etwas zu bewegen. Sie wollen erreichen, dass die Jugend als vollwertiger und nicht als marginaler Teil der Gesellschaft anerkannt wird.

Im Rahmen dieser Begegnungen nahm auch die Gesundheits- und Fürsorgedirektion die Gelegenheit wahr, mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern ins Gespräch zu kommen und gemeinsam mit ihnen ein Dialogtreffen mit Regierungspräsident Philippe Perrenoud vorzubereiten.

Im Rahmen dieser Vorbereitung waren sieben Jugendliche und junge Erwachsene bereit, über persönliche Lebenserfahrungen zu erzählen und gemeinsam über Themen aus ihrem Alltag zu diskutieren:

- **Yves** aus Biel, 22-jährig
arbeitslos mit Aussicht auf einen Ausbildungsplatz als Erzieher
- **Patryk** aus Polen, 18-jährig
Musikstudent
- **Vanessa** aus Genf, 21-jährig
beginnt demnächst eine Ausbildung als Erzieherin
- **Julie** aus Genf, 17-jährig
Absolventin einer Vorlehre
- **Cristina** aus Genf, 18-jährig
arbeitet als Praktikantin mit mehrfach behinderten Erwachsenen
- **Marion** aus der Agglomeration Genf, 14-jährig
Schülerin
- **Angélique** aus Frankreich, 15-jährig
angehende Floristin

Die Jugend hat etwas zu sagen

Armut und Ausgrenzung

Für viele junge Menschen gehören Armut und Ausgrenzung zum Alltag. Sie berichten im Folgenden, was sie darunter verstehen und wie sie beides überwinden wollen:

Yves meint, dass man in der Schweiz nicht von Armut sprechen sollte: «Die Grundbedürfnisse sind essen, trinken und ein Dach über dem Kopf. In der Schweiz zählt man heute den Luxus zum Grundbedarf. Die Jugendlichen suchen nach einer Identität, dies geschieht auch über den Kleiderstil, der sehr oft einer kulturellen Strömung zugeteilt wird. Die Jugendlichen wollen lieber Schuhe der Marke Nike als günstige Schuhe und vergessen leicht, was wichtig ist, wie zum Beispiel Familie, Liebe oder Allgemeinwissen. Man sollte dem Äusseren weniger Beachtung schenken und sich auf die wesentlichsten Bedürfnisse konzentrieren: essen, schlafen, lernen. Heute halten sich viele für arm, weil sie nicht reich sind.»

Mit 15 Jahren hat Angélique bereits gelernt, wie sie mit der Armut umgehen muss. Sie organisiert sich, um sich ab und zu etwas zu gönnen. Sie ist sich aber bewusst, dass jede noch so kleinste Freude viele Opfer bedingt: **«Wenn man arm ist, gewöhnt man sich daran, in Not zu leben. Du passt auf deine Sachen auf, du versuchst, beim Essen zu sparen. Wenn du ins Kino willst, musst du sehr lange sparen.»** Ihre Freizeit verbringt sie mit Musikhören, vor dem Fernseher oder an ihrem Computer. Sie ist in einem Alter, in dem die Buben wichtiger werden. Sie geht gerne in den Ausgang. Sie spricht nie von den finanziellen Schwierigkeiten ihrer Familie und möchte ein gutes Bild abgeben, indem sie ihr Äusseres pflegt.



Patryk

Vanessa glaubt, dass junge Menschen in finanziellen Schwierigkeiten eine Überlebensstrategie entwickelt haben, um in Würde leben zu können. «Die Jugendlichen haben gelernt, sich irgendwie durchzuwursteln. Du lernst, mit dem zurechtzukommen, was du hast. Du kannst mit dem, was du zu Hause hast, sehr viel tun und anstellen, ohne neue Sachen kaufen zu müssen.» Auch mit einem geringen Einkommen finden die Jugendlichen Lösungen für ihre Probleme. Für einige ist nicht Geld das Wichtigste. Vielmehr wollen sie so leben können, wie sie wollen. Auch der 18-jährige Pole Patryk sieht das so: «Ich schaue nicht aufs Geld. Ich will so leben, wie ich will, und die Arbeit machen, die mir Spass macht. Ich mache Musik, weil mir das gefällt, und in meiner Freizeit kümmere ich mich um andere. Das bringt mir mehr als Geld. Das mag naiv erscheinen. Ich weiss aber, dass ich das so kann. Ich glaube daran.»

Anderen ist es wichtig, Zeit mit ihren Freunden und Bekannten zu verbringen. Für sie sind das Gelegenheiten, um ihre Probleme zu vergessen. Das ermöglicht ihnen, den Kopf durchzulüften, Leute von überall her zu treffen, sich auszutauschen. ATD Vierte Welt ist einer dieser Begegnungsorte, wo junge Menschen über ihre Probleme und Sorgen und insbesondere über die Ausgrenzung sprechen können. Julie meint: **«Jemand, der ausgegrenzt wird, hat keine Freunde, auf die er zählen kann. Er ist allein in seiner Ecke, man beleidigt ihn, und er fühlt sich schlecht in seiner Haut.»** Man kann sich selbst ausgrenzen, wenn man mit den anderen nichts zu tun haben will. Man kann aber auch von anderen ausgeschlossen werden, weil man

anders ist, nicht die richtigen Klamotten trägt. Wenn du keine Arbeit und keine Wohnung hast, wirst du direkt von der Gesellschaft ausgegrenzt. Armut und Ausgrenzung hängen zusammen.»

Die Jugendlichen sind überzeugt, dass man Armut und soziale Ausgrenzung nur bekämpfen kann, wenn man sich gegenseitig kennt. Jeder kann von heute auf morgen ausgegrenzt werden. **Das kann jeden jederzeit treffen. Genau deshalb muss man untereinander solidarisch sein.**

Gesellschaft

Die Jugendlichen fühlen sich nicht integriert und möchten den Ungerechtigkeiten ein Ende setzen. Dies trifft auch auf Yves aus Biel zu. Nach einer chaotischen Kindheit, einem Heimaufenthalt und mehreren Jahren Sozialhilfe lehnt sich der 22-Jährige gegen die Gesellschaft auf, die er für materialistisch hält. «Ich sehne mich nach Transparenz. Wir leben in einem kapitalistischen System, das uns belügt. In dieser Welt ist niemand unersetzlich und unentbehrlich. Du musst lernen zu schweigen. Wenn du aufbegehrt, ist es um dich geschehen. Schaut man aber auf die Geschichte zurück, so stellt man fest, dass jede Veränderung dieser Welt durch Gewalt und Rebellion erfolgte.» Für ihn «müssen sich die Jugendlichen in der Gesellschaft immer unterwerfen. Es gibt Regeln. Man muss uns sagen, warum man sich an diese Regeln halten soll. Erziehung funktioniert mit Drohung, das ist sehr traurig.» Er meint ausserdem, dass Randständigkeit in unserer Welt keinen Platz haben sollte und dass es unmöglich sei, Erfolg im Leben zu haben, wenn man sich nicht an das System anpasse: «Bist du ein Hampelmann, tauchst du ein in die von der Gesellschaft vorgegebenen Strukturen, dann kannst du es sogar schaffen, wenn du arm bist. **Man darf keine Laster haben, und das ist sehr schwer, wenn du aus einer armen Familie**



Angélique

kommst (...). Die Armen leiden unter dem System, und die Reichen werden immer reicher. Das muss sich ändern.» Er kritisiert auch die Informationen, die in die Gesellschaft transportiert werden. Für ihn liegt die Wahrheit im Verborgenen: «Die Wahrheit wird versteckt. Wenn du realistisch bist, kannst du in dieser Welt nur resignieren. Heute hat man viel mehr Möglichkeiten, sich über die Welt zu informieren. Aber die Informationsflut lässt uns abstumpfen. Wenn man jeden Tag Gewalt sieht, wird das banal. Man darf nicht alles glauben, was einem erzählt wird. Ich versuche immer, die Wahrheit herauszufiltern.»



Vanessa

Yves will sich einen Platz in dieser Welt schaffen. Mit seinem Rap-Gesang drückt er seinen Gemütszustand, seine Aufwühlung, seine Sorgen und Gedanken aus. Er will eine Ausbildung zum Erzieher machen. Er hat gemerkt, dass es ihn glücklich macht, anderen jungen Menschen zu helfen, die wie er eine schwierige Kindheit hatten. Er hat einen langen Weg vor sich. Da er keine Ausbildung hat, muss er zunächst ein Portfolio machen. Sobald dieses genehmigt ist, kann er darauf hoffen, in eine höhere Schule aufgenommen zu werden. Er weiss noch nicht, was aus ihm werden wird, behält aber seine Zuversicht und Hoffnung, denn er will seinen Traum verwirklichen.

Für Vanessa sollten die Gesellschaft und namentlich die älteren Menschen der Jugend zuhören können. Die 21-jährige Genferin findet, dass es an Offenheit und Solidarität fehlt. «Man muss den Mut haben, auf andere zuzugehen. In unserer Gesellschaft haben die Leute Angst vor dem Anderen. Es gibt

keine wirkliche Zufriedenheit. Was macht dich auf dieser Welt glücklich? In dieser Gesellschaft? Die Offenheit, mit anderen zu reden. Die Alten nehmen die Jungen nicht ernst. (...) Man darf sich nicht auf das Äussere eines Menschen fixieren. Man muss nachhaken und versuchen, die Anderen näher kennen zu lernen.»

Vanessa schätzt die Zukunftsperspektiven der Jugend eher pessimistisch ein. Die junge Frau musste ihre Gärtnerinnenlehre abbrechen, weil ihr der Notenschnitt fehlte, um das zweite Semester anzufangen. Sie hatte ihren Weg nicht gefunden und musste mit den Vorwürfen ihrer Familie und ihres Umfelds zurechtkommen. **«Wie ich die Zukunft für die Jungen sehe? Sehr schlecht.** Es gibt immer mehr Junge und immer weniger Arbeit und Wohnungen. Jeder muss einen Schritt machen. Die Menschen müssen den Jugendlichen vertrauen und endlich aufhören zu denken, wir seien alles Faulenzer. Auf der anderen Seite müssen die Jugendlichen der Gesellschaft mit gutem Beispiel vorangehen. Jeder und jede muss sich einsetzen.» Demnächst wird Vanessa eine Ausbildung zur Erzieherin beginnen. Sie hofft, dass sie später in der Lage sein wird, den Jungen aus schwierigen Verhältnissen wieder Mut und Vertrauen zu geben und ihnen das Tor zur Gesellschaft öffnen zu können. «Ich möchte, dass die Politik mehr auf die Menschen und vor allem auf die Jugend hört, und dass die Gesellschaft weniger materialistisch ist.»

Schule

Viele Jugendliche träumen von Veränderungen und Toleranz an den Schulen. Für Yves braucht es eine Schulreform. «In der Schule wirst du ausgegrenzt, wenn du aus einem anderen Land, einem anderen Kontinent oder einer anderen Kultur stammst. In der Schule lernst du nichts über deine eigene Kultur. Man unterrichtet nur Schweizer Kultur. Es ist, als würde man einem schwarzen Franzosen sagen, die Gallier seien seine Vorfahren. Die Schule muss sich ändern. Sie muss der heutigen kulturellen Vielfalt begegnen und den Unterschieden Rechnung tragen. (...) Die Jugendlichen versuchen nicht, den Verfälschungen und Lügen zu entgehen, indem sie ihr Allgemeinwissen ausbauen. Alles, was man in der Schule lernt, ist verstellt. **Es sind nicht die Uhren und die Schokolade, die den Reichtum der Schweiz ausmachen. Man muss uns die Wahrheit sagen.**» Für Yves ist es unerträglich, sich einer Schulbildung zu unterwerfen, die die Realitäten dieser Welt unberücksichtigt lässt: «Man muss die Schule und die Medien ändern. Man muss den Jugendlichen die Wahrheit sagen, um zu verhindern, dass sie die Wahrheit über diese Welt auf einen Schlag erfahren. Man muss zwischen wahr und falsch unterscheiden, man kann nicht alles glauben, was man uns erzählt.»



Yves

Marion sieht das Hauptproblem der Schule eher bei der fehlenden Unterstützung der Jugend. Sie empfiehlt den Schulbehörden, junge Personen anzustellen, denen sich die Schülerinnen und Schüler bei Problemen rasch anvertrauen können: **«In der Schule fehlt es an Informationen und Unterstützung für die Eltern.** An den Schulen braucht es Mediatoren. Aber das müssen Jugendliche und nicht überbildete Erwachsene sein. Wir Jungen wenden uns viel lieber an Menschen, die das bereits durchgemacht haben, was wir erleben.» Für Marion muss die Schule ein Ort sein, wo man gerne hinget, wo man etwas lernen und dem Alltagselend entfliehen kann: «Die Zukunft der Jugend hängt von ihnen ab. Wenn du in der Schule fleissig bist, kannst du es schaffen. Willst du aber faul sein, dann hast du keine Zukunft. Die Kinder von armen Eltern haben mehr Chancen, sich eine Zukunft zu sichern, weil sie aus ihrer Situation ausbrechen wollen. Sie wollen nicht wie ihre Eltern leben, denn sie haben erlebt, was es heisst, arm zu sein.»

Für die 14-jährige Marion spielt die Schule eine wichtige Rolle in ihrem Leben. Sie strengt sich an, um ihre Erwachsenenträume verwirklichen und ihren Traumberuf – Mathematiklehrerin – ausüben zu können. «Wirst du arm geboren, musst du kämpfen, um aus dieser Situation herauszukommen. Doch heute gibt es viele Möglichkeiten, um ein gutes Leben zu haben. Man hilft dir. Alles hängt von dir ab.»



Marion

Das war bei Yves, der immer gute Schulnoten hatte, nicht der Fall. Er gab alles auf, kam ins Heim und landete bei der Sozialhilfe: «Ich glaube, dass man es heutzutage schaffen kann, wenn man in der Schule fleissig lernt. Und sonst kann man das in einem Institut oder in einem Heim nachholen. Doch in den Heimen gibt es nur Leute wie du. Entweder macht dich das stark oder es macht dich kaputt.» Nach seinem Heimaufenthalt beginnt Yves ein zehntes Schuljahr, das er aber nicht beendet. Er gerät auf die schiefe Bahn und wird straffällig.

Ausbildung, Arbeitswelt

Die Ausbildung und die Arbeitswelt sind für die Jugendlichen zwei zentrale Bereiche in denen es ihrer Meinung nach oft an Integration fehlt, was insbesondere den Einstieg ins Erwerbsleben erschwert. Julie findet, dass die Arbeitswelt den jungen Menschen keine Chance gibt: **«Von uns wird immer Erfahrung verlangt. Wenn es nach den Unternehmen geht, müsste man schon Erfahrung haben, wenn man aus der Schule kommt.»** Für die 17-jährige Genferin müssen aber auch die Jugendlichen selbst einen Effort leisten: «Den Jugendlichen fehlt es an Willen und Reife, um in die Arbeitswelt einzusteigen. Die Gesellschaft muss ihnen helfen, eine Stelle zu finden, und ihnen dabei beratend zu Seite stehen. **Wenn du aus der Schule kommst, bist du auf dich alleine gestellt. Niemand hilft dir.»** Als Julie die obligatorische Schulzeit abgeschlossen hatte, wollte sie endlich arbeiten. Sie wollte selbstständig sein, obwohl sie wusste, wie wichtig eine Ausbildung auf dem Arbeitsmarkt ist: «Es ist gut, eine Ausbildung zu haben. Mein Problem ist, dass ich so schnell wie möglich arbeiten möchte, um mir eine eigene Wohnung leisten zu können. Andererseits gibt es nicht genug Jobs für junge Menschen. Es ist also klar, dass eine gute Ausbildung hilfreich ist, um eine Arbeit zu finden.» Sie bedauert auch, dass es keine Strukturen gibt, die einen erfolgreichen Start in die Arbeitswelt ermöglichen: «Nach der Schule wirst du auf den Arbeitsmarkt geworfen. Du hast nur die Unterstützung deiner Familie. Das genügt nicht.» Sie macht derzeit eine Vorlehre und will danach einen Beruf erlernen, der ihr gefällt.



Cristina

Die Jugendlichen sind sich bewusst, dass die Arbeitswelt ein sehr geschlossener Bereich ist, der einem nur offen steht, wenn man den nötigen Willen, eine Ausbildung und gute Beziehungen hat. Für die 18-jährige Cristina gibt es zwei Kategorien von Unternehmen: **«Es gibt jene, die keine Jungen wollen, weil sie keine Erfahrung mitbringen. Und dann gibt es die anderen, die sie nehmen, um eine billige Arbeitskraft zu haben.»** Um als junger Mensch eine Arbeit zu finden, muss man manchmal die Faust im Sack machen.

Cristina weist zudem darauf hin, dass aus ihrer Sicht nicht alle mit den gleichen Chancen in die Arbeitssuche starten: **«Lebst du in einem Quartier, das einen schlechten Ruf hat, bekommst du die Stelle nicht. (...)»** Wenn du wirklich arm bist, keine Hilfe bekommst, in dreckigen Kleidern herumläufst, ist es unmög-

lich, einen Job zu finden.» Sie bedauert sehr, dass Kinder aus armen Familien aufgrund ihres Umfelds oft benachteiligt sind. Sie glaubt aber nicht, dass Armut weitervererbt wird: **«Für mich haben Kinder aus minderbemittelten Familien mit einem schwierigen Lebenslauf eine zusätzliche Motivation, um in dieser Welt zu bestehen: den Stolz, es geschafft zu haben.»** Cristina möchte sich zur Fachfrau Betreuung ausbilden lassen und macht derzeit ein einjähriges Praktikum in einem Zentrum für mehrfach behinderte Erwachsene. Sie schätzt es, anderen zu helfen, und möchte diesen Weg weitergehen.

Träume

Wovon träumen die Jungen? Für Cristina und Vanessa gibt es heutzutage zu viel Gewalt. Die Jugendlichen spüren Angst und Unterdrückung. Beide glauben, dass ein glückliches Leben nur in einer Welt möglich ist, wo jede und jeder ohne Angst leben, sich selbst sein und jeden Moment geniessen kann. Sie wollen auf die Frage «Wie geht's?» ehrlich, mit völliger Zufriedenheit und einem echten Lächeln antworten können. «Wir träumen von einer Welt mit weniger Gewalt. Von einer Welt, in der jede und jeder glücklich leben kann. Es geht aber nicht um ein oberflächliches, sondern um ein echtes Glücklichein. Wir wollen ohne Leid leben, uns wohlfühlen, zufrieden sein. Wir wollen uns selbst sein können.»



Julie

Marion setzt diesen Gedanken fort. Für sie nimmt die Gewalt in den Herzen der Menschen zu viel Platz ein. «Mein grösster Traum ist, dass es kein Elend und keinen Krieg mehr gibt. Ich möchte, dass man eine wirklich glückliche Zukunft haben kann». In ihrem jungen Alter möchte sie alle Chancen haben, um sich entfalten und ein Leben nach eigenen Wünschen und Vorstellungen leben zu können.

Nach mehreren schlechten Erfahrungen möchte Julie, dass die Menschen die heutige Jugend mit anderen Augen betrachten. **«Ich sehne mich nach Respekt, nach einem offenen Geist und nach Solidarität auf dieser Welt.»** Sie ist zu oft an den Grenzen der Gesellschaft angestossen und hat niemanden gefunden, der ihr die Hand reichte, um sie wieder auf den richtigen Weg zu bringen. Im Rahmen von ATD Vierte Welt baut sie sich heute eine zweite Familie auf und versucht, es so zu schaffen. Sie ist froh, dass sie von der Bewegung unterstützt und auf ihrem Weg begleitet wird.

Yves erträgt die Ungerechtigkeit in der Gesellschaft nicht. Er erträgt es nicht mehr, nicht für voll genommen und gehört zu werden. Er erträgt es nicht, von einem System überfahren zu werden, das er nicht versteht. **«Ich träume von Transparenz und Wahrheit auf dieser Welt, davon, dass man nicht mehr mit Lügen leben muss.»**

Die Jugend hat das Wort: Gespräch mit Regierungspräsident Philippe Perrenoud

Am 15. Oktober 2010 war es soweit: Yves, Marion und Cristina trafen zusammen mit ihren Freunden Sélim und Amandine im Berner Rathaus Regierungspräsident Philippe Perrenoud zu einem Gespräch.

Nach einer kurzen Vorstellungsrunde erzählten sie von ihren Lebenssituationen und ihren persönlich erlebten Erfahrungen mit Armut und Ausgrenzung im Umfeld der Schule. Es war ihnen ein Anliegen, am Beispiel ihres gelebten Schulalltags über Armut und soziale Ausgrenzung zu sprechen und Philippe Perrenoud ihre diesbezüglichen Anliegen mit auf den Weg zu geben. Denn die Schule ist für die Jugendlichen zum einen eine zentrale Lebenswelt, in deren Umfeld sich ihre soziale Integration abspielt. Zum anderen kommen im Schulalltag – im Klassenzimmer, wie auch auf dem Pausenplatz – soziale Ausgrenzung, der Umgang mit gesellschaftlichen Werten, Träumen und beruflichen Zukunftsperspektiven zusammen.

«**Auf der Strasse habe ich mehr über Solidarität gelernt als in der Schule.**

Insbesondere die verschiedenen Selektionsverfahren üben viel Druck auf die Schülerinnen und Schüler aus und schmälern die Solidarität, was insbesondere die Schwächeren benachteiligt: «Auf der Strasse habe ich mehr über Solidarität gelernt als in der Schule».

Die Lerninhalte orientieren sich in der Schule zu wenig am Alltagsleben. Das Wissen, das Zusammensein und die Erfahrung, mit denen die Jugendlichen in ihrem Alltag konfrontiert sind, werden im Unterricht zu wenig thematisiert. Die Jugendlichen fordern eine Schule, die sie auf das Leben vorbereitet, die ihnen die Wirklichkeiten unserer Gesellschaft erklärt. Die sozialen Ungerechtigkeiten sollten bereits den Kindern bewusst

«**Man darf sich nicht der Illusion hingeben, dass es so etwas wie eine ›Chancengleichheit‹ gibt. Deshalb sollte man schon kleinen Kindern beibringen, dass das Leben hart und ungerecht ist, damit sie sich von ganz klein an darauf einstellen können. Nur so sind sie fürs Leben gewappnet.**

Sie waren sich einig, dass die Schule vermehrt auf Integration und Berücksichtigung der Verschiedenheiten ausgerichtet sein sollte. Wichtige gesellschaftliche Themen wie Chancenungleichheit oder Diskriminierung werden in der Schule kaum behandelt. Hingegen sind der Schulunterricht sowie das soziale Leben in der Schule stark durch Wettbewerbsgedanken geprägt.

Insbesondere die verschiedenen Selektionsverfahren üben viel Druck auf die Schülerinnen und Schüler aus und schmälern die Solidarität, was insbesondere die Schwächeren benachteiligt: «Auf der Strasse habe ich mehr über Solidarität gelernt als in der Schule».

Die Lerninhalte orientieren sich in der Schule zu wenig am Alltagsleben. Das Wissen, das Zusammensein und die Erfahrung, mit denen die Jugendlichen in ihrem Alltag konfrontiert sind, werden im Unterricht zu wenig thematisiert. Die Jugendlichen fordern eine Schule, die sie auf das Leben vorbereitet, die ihnen die Wirklichkeiten unserer Gesellschaft erklärt. Die sozialen Ungerechtigkeiten sollten bereits den Kindern bewusst gemacht werden. «Man darf sich nicht der Illusion hingeben, dass es so etwas wie eine ›Chancengleichheit‹ gibt. Deshalb sollte man schon kleinen Kindern beibringen, dass das Leben hart und ungerecht ist, damit sie sich von ganz klein an darauf einstellen können. Nur so sind sie fürs Leben gewappnet.»

Den Jugendlichen fehlt die Unterstützung bei Schwierigkeiten im Zusammenhang mit der Schule und bei allgemeinen Problemen. Sie schämen sich, um Hilfe zu fragen, oder wissen überhaupt nicht, wo sie Hilfe erhalten können. Die Schule sollte besser über Anlaufstellen informieren, bei denen Schülerinnen und Schüler Hilfe und Unterstützung holen können. «Meine Eltern wissen nichts. Mir hat niemand geholfen, ich habe mir selber helfen müssen.»

Der starke Fokus auf die intellektuellen Fähigkeiten benachteiligt einen Teil der Jugendlichen und schliesst sie aus. Als Ausgleich sollten ausserschulische Kompetenzen mehr Wertschätzung erfahren und stärker gefördert werden. Das würde auch dazu beitragen, dass die Lerninhalte in der Schule besser auf die Anforderungen der anschließenden Berufsbildung und den Arbeitsmarkt abgestimmt sind. Schliesslich muss eine Strasse oder ein Haus nicht nur von top ausgebildeten Ingenieuren geplant, sondern auch von Bauarbeitern gebaut werden.



Meine Eltern wissen nichts.

Mir hat niemand geholfen, ich habe mir selber helfen müssen.

Regierungspräsident Philippe Perrenoud zeigte sich erfreut, dass sich die Jugendlichen für ihre Werte und ihre Zukunft einsetzen. Besonders hoch schätzt er den Stellenwert des Engagements der Jugendlichen ein, die mit einer schwierigen Lebenssituation umgehen müssen. Denn ihr Engagement ist sehr direkt und mutig. Direkt, da niemand besser über ihre alltäglichen Probleme und deren Folgen berichten kann. Und mutig, weil es viel Mut braucht, um über Armut und Ausgrenzung in unserer Gesellschaft zu sprechen. Diese Offenheit, die eigenen Probleme und Schwierigkeiten sowie Vorstellungen von der Gesellschaft und der Welt öffentlich kund zu tun, hilft mit, die öffentliche und die politische Diskussion zu beeinflussen. Das Ziel der Politik muss es sein, einen Weg zu finden, die Erwartungen der heutigen wie auch der kommenden Generationen zu erfüllen. Für Philippe Perrenoud ist es wichtig, der Jugend eine Stimme zu geben. Ebenso wichtig ist für ihn, dass die Politik der Stimme der Jugend Gehör verschafft und den Dialog zwischen den Generationen ernst nimmt.

Finden die Jugendlichen, dass ihre Stimme gehört wurde?

Ja, die Jugendlichen fühlten sich von Philippe Perrenoud nicht nur warm willkommen geheissen, sondern auch ernst genommen, was sie von ihrer Erfahrung her nicht als selbstverständlich empfanden. Besonders geschätzt haben sie, dass er auf eine ehrliche und offene Art in den Dialog eingestiegen ist, ihre Anliegen im Gespräch aufgenommen hat ohne ihnen aber leere Versprechungen zu machen oder sich hinter politischen Floskeln zu verstecken. Es war eine ehrliche Begegnung von Mensch zu Mensch.

Gemeinsam Gedanken, Erwartungen, Befürchtungen und Leid über den gelebten Schulalltag sowie Armut und soziale Ausgrenzung zu teilen, war für die Jugendlichen eine Erleichterung. Auch wenn sie sich bewusst sind, dass sich gesellschaftliche Gegebenheiten nicht von heute auf morgen verändern lassen und noch viel zu tun bleibt, um der heutigen Jugend eine bessere Zukunft zu ermöglichen, war das Dialogtreffen für sie befreiend.

Die Stimme der Jugend wurde gehört und die Botschaft ist gut angekommen.

Botschaft der Jugend

Wir sind junge Menschen aus schlechter und besser gestellten Vierteln. • Junge Menschen ohne gesicherten Aufenthalt, ohne feste Wurzeln, junge Menschen, die Verantwortung für eine Familie tragen. • Wir sind junge Menschen ohne Arbeit, ohne Ausbildung und junge Menschen mit Studium oder Beruf. • Wir sind junge Menschen, die Ausgrenzung nicht hinnehmen und zusammenhalten. • Gemeinsam erheben wir Anspruch auf unsere Zukunft.

-
- Es fällt uns schwer, diese Welt zu verstehen, und trotzdem wollen wir unseren Platz darin finden.

Diese Welt, die ausgrenzt und einige zerbrechen lässt, • diese Welt, die durch das Geld regiert wird, • sie macht uns wütend, sie macht uns zornig, wir sagen Nein! • **«Das Schlimmste ist, dass man nicht zählt. Unser Leben hat für niemanden einen Wert. Das macht dich kaputt.»**

-
- Es fällt uns schwer, diese Welt zu verstehen, und trotzdem wollen wir unseren Platz darin finden.

Um unseren Platz zu finden, benötigen wir Einrichtungen, Orte und Menschen, die uns wachsen lassen. • Die Schule muss so ein Ort sein. • Wir wollen keine Schule mehr, die die Benachteiligungen noch verstärkt und an der einige von uns zerbrechen. • **«Wenn du dich in der Schule nicht anpasst, wirst du ausgeschlossen ... Den Jugendlichen, die für Unruhe sorgen, muss man zuhören, sich die Zeit nehmen, um sie zu verstehen. Man darf sie nicht einfach übergehen.»** • Wir wollen eine Schule, die unsere Lebensumstände berücksichtigt, wir wollen eine Schule, die uns die Welt erschliesst. • Diese Schule müssen wir gemeinsam gestalten.

-
- Es fällt uns schwer, diese Welt zu verstehen, und trotzdem wollen wir unseren Platz darin finden.

Viele Ausbildungsmassnahmen entsprechen uns nicht und wir scheitern dann. • Zum Teil hindern uns unsere Lebensverhältnisse daran, eine passende Ausbildung zu machen, um eine richtige Arbeit zu finden. • «Für die Ausbildung, die mich interessierte, gab es keinen Platz mehr. Also musste ich Verkäuferin lernen, obwohl ich es gar nicht wollte. Schliesslich habe ich es einfach hinter mich gebracht.» • «Ohne festen Wohnsitz bekommst du keine Arbeit und ohne Arbeit bekommst du keine Wohnung.» • «Man fragt uns immer nach unserer Erfahrung, aber wenn du keinen Abschluss hast und nie gearbeitet hast, hast du keine Chance.» • Wie soll man eine richtige Arbeit bekommen ohne Ausbildung? Wie soll man eine Ausbildung finden ohne richtigen Schulabschluss? • Wir möchten in der Arbeitswelt unseren Platz und Anerkennung finden.

-
- Es fällt uns schwer, diese Welt zu verstehen, und trotzdem wollen wir unseren Platz darin finden.

Für einige von uns ist das Leben unerträglich. Andere haben es leichter. • Gemeinsam wollen wir uns gegen Diskriminierungen wehren. • Wenn wir abgestempelt und ausgegrenzt werden, weil wir Ausländer sind, einer Minderheit angehören oder aus einem bestimmten Viertel kommen, dann wollen wir diese Gesellschaft so nicht. • «Viele Freunde von mir gehen nicht mehr wählen, und selbst, wenn ich es noch mache, um meine Bürgerpflicht zu erfüllen, dann tue ich es, ohne daran zu glauben.» • «Wir sind wütend auf alle, die uns in die Ecke drängen. Da muss es doch einen Ausweg geben.» • Es fällt uns schwer, diese Welt zu verstehen, und trotzdem wollen wir unseren Platz darin finden. • Wir wollen Ungerechtigkeit und Elend nicht akzeptieren. • Wir sind keine Faulenzer, Straffällige oder Asoziale. • Wir nehmen Ungerechtigkeiten nicht tatenlos hin. Wir versuchen Solidarität zu leben. • «Wenn meine Freunde Hunger haben und sich kein Essen leisten können, helfe ich ihnen aus.» • «Ich möchte Sozialarbeiter werden und mit Kindern arbeiten, die ein schwieriges Leben haben. Ich weiss, was sie durchmachen, ich habe es selbst erlebt.» • «Ein Jugendlicher aus meinem Viertel hat angefangen, regelmässig die Grünflächen sauber zu machen; die anderen haben es gesehen und machen mit.» • Wir suchen unseren Platz in dieser Welt. • Wir wissen, dass wir uns mit anderen zusammentun müssen. • Wir haben unterschiedliche Wurzeln, aber wir wollen zusammenleben in unseren Städten und unseren Vierteln. • Wir wissen, dass wir eine wirkliche Veränderung erreichen können, wenn wir unsere Vorurteile und unsere Befürchtungen hinter uns lassen. • Um

uns zu verstehen, haben wir uns getraut, miteinander zu sprechen. • Dieser Aufruf ist das Ergebnis von Begegnungen, in denen sich jede und jeder verstanden und respektiert fühlte.

◀◀ **Wir alle,
Menschen aus ganz Europa
und jeden Alters, die von einer
gerechten Welt träumen,
setzen uns mit vereinten Kräften
dafür ein, dass dieser Traum
Wirklichkeit wird.**